Nach der Natur.

Nach der Natur.



Novellen

von

Moritz Hartmann.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Emil Ebner.
1866.

Der Flüchtling.

1.

Mit sehr aufgeregten Schritten ging der alte Doktor Philol. und Philos. durch seine geräumige, von einer grün beschirmten Lampe nur sehr dämmerig beleuchtete Wohnstube, welche zugleich Arbeitszimmer und Bibliothek war. Seine Tochter Minna stand indessen am Fenster und blickte anhaltend in die schmale Straße hinaus, in welcher Nichts als viele dunkle und wenige beleuchtete Fenster zu sehen waren. Es war das nämlich eine der Nebengassen der Fahrgasse zu Frankfurt a. M. Von Zeit zu Zeit erdröhnte das alte Haus, dessen dritten Stock diese breite Stube des Doktors beinahe ganz einnahm, von ziemlich nahem Kanonendonner; der Doktor, wie schmächtig er auch immer und wie sanft er sonst aussah, hielt dann in seiner Wanderung inne, stampfte voll Zorn mit dem Fuß, ließ wohl auch einen kleinen Fluch, vielleicht einen lateinischen, dem Kanonendonner folgen. Seine Tochter fuhr nur, so

oft jener kriegerische Schall sich hören ließ, erschrocken zusammen und schlug die Hände ineinander, als ob sie beten wollte. Ueber ihr schönes Frankfurter Gretchen-Gesicht rollte manchmal eine Thräne, und von Zeit zu Zeit wandte sie sich, wie Trost suchend, zu ihrem Vater mit der Frage, ob das noch lange so fortgehen wird? Der alte Doktor und ehemalige Gymnasiallehrer antwortete mit etwas Grausamkeit, die sich bei seinem sonst so milden Gelehrtengesichte beinahe komisch ausnahm: „Sie müssen doch diese Rebellen in Grund und Boden schießen, um ein Exempel zu statuiren und dieser demokratischen Wirthschaft ein für allemal ein Ende zu machen.“ Minna, trotz dem tiefen Kummer, den sie in dieser Stunde fühlte, trotz der Angst, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, konnte doch nicht umhin, den Zorn ihres Vaters und sein martialisches und grausames Auftreten beinahe zu belächeln; sie wandte sich wieder dem Fenster zu und horchte aufs Neue. Am liebsten hätte sie das Fenster geöffnet, um besser zu horchen und weiter sehen zu können, aber der Vater hatte ihr das aufs Strengste verboten; auch waren vor kaum einer Stunde darmstädtische Soldaten durch diese Seitengasse gekommen und hatten ihre Kugeln in alle offenen Fenster geschickt. Es war das nämlich am Abende des 18. September des Jahres 1848.

Dr. Bürger konnte sich über die Vorgänge, die hundert oder fünfzig Schritte von seiner Studierstube, gewissermaßen unter seinen Augen, wie er sich ausdrückte, Deutschland und speciell Frankfurt entehrten, nicht beruhigen. Es stürzte diese Erscheinung einer bewaffneten Revolution auf deutschem Boden alle seine Ansichten und Ueberzeugungen von deutschem Volkscharakter über den Haufen. Er hatte immer behauptet und war in diesem Glauben alt geworden, daß dergleichen nur jenseits des Rheins und höchstens noch in Polen vorkommen könne; auf germanischem Boden aber, auf dem Boden der Treue und langsamen Reife, und nun gar in Frankfurt, eine positive Unmöglichkeit sei. Was er von den in diesem Jahr bereits vorgekommenen Aufständen in Wien, Berlin und anderwärts gehört, hielt er für Uebertreibung, da eigentliche Revolutionen nicht vorkommen könnten, und die sogenannten Errungenschaften erklärte er für freie Gaben aus der Machtfülle deutscher Fürsten; das Parlament nur für ein Mittel, welches die deutschen Fürsten gefunden, um die Wiederherstellung des Kaiserthums anzubahnen und so die alte Macht des Reichs den verschiedenen Erbfeinden gegenüber wieder zur Blüthe zu bringen. Um den Grimm gegen die Insurgenten und seine Grausamkeit, mit der er jedem Kanonendonner

vernichtenden Sieg wünschte, vor sich selbst zu rechtfertigen und einen kategorischen Imperativ, der in Gestalt von Mitleid mit den armen jungen Leuten da unten, in ganz anderm Sinne sprach, zum Schweigen zu bringen, rekapitulirte er seine alten politischen Ueberzeugungen, von deren Existenz er übrigens bis zum Jahre 1848 kaum eine Ahnung hatte, und sagte er sie, in Formeln gebracht und in Ermanglung eines andern Zuhörers zu wiederholten Malen vor seinem Töchterchen her. Mit Atheniensern und Spartanern war Dr. Bürger ein wahrhaft fanatischer Republikaner; als Grieche wußte er Persern und Macedoniern gegenüber, Argumente gegen die Monarchie vorzubringen, wie vielleicht wenige Mitglieder der äußersten Linken in der Paulskirche; über den schlechten Ausgang der Schlacht bei Philippi und das Ende der römischen Republik konnte er auch noch bittere Thränen weinen. Aber seine republikanischen Sympathien fanden ungefähr um dieselbe Zeit der Schlacht von Philippi ihre Zeitgrenzen, und man hätte ihn vielleicht schwer gekränkt, wenn man behauptet hätte, daß er als Frankfurter Bürger doch eigentlich auch ein Republikaner sei.

An jenem Abende mußte sein Töchterchen unter seinen Antipathien und seinem Demokratenhasse leiden.

„O," rief er ihr vorwurfsvoll entgegen und erhitzt, als ob ihn der Pulverdampf in den Straßen berauscht hätte, „o, meine Minnchen, ich weiß sehr wohl, auf welcher Seite Du jetzt mit Deinem Herzen stehst. Mir gegenüber stehst Du, die Flinte geraden Weges auf mein Herz gerichtet. Ich weiß ganz wohl, daß Euere Nähschule ein gefährliches Demokraten-Nest ist, wo Du das Gift des Sozialismus und Kommunismus eingesogen hast — und dann diese unglückseligen Besuche in der Paulskirche, wo sich diese Linken eine Sprache erlauben, als ob sie Spartaner wären und es gar keine Fürsten mehr in Deutschland gäbe. Wüßtest Du, — aber Du mußt es ja wissen, Minnchen, daß selbst die Spartaner Könige hatten, und zwar gleich zwei auf einmal."

Der gute Dr. Bürger wußte eigentlich nicht mehr was er sagte und Minna hütete sich, ihn durch Widerspruch noch mehr zu erregen. Auch beruhigte er sich von selbst, in dem Maße, als der Lärm des Geschützes abnahm. An der Löwen-Apotheke und Konstablerwache, wo es am lautesten gedonnert hatte, war es nunmehr ganz still und im Innern der Häuser hatte man manchmal meinen können, daß Alles beendet sei, wenn die Stille nicht hie und da durch den Schuß aus einem einzelnen Gewehre oder durch einzelnes

Lärmen und Gepolter, das aus den verschiedensten Richtungen, bald aus der Tiefe eines Hofes, bald von der Höhe eines Daches kam, unterbrochen worden wäre. Es war schon ziemlich spät und der Doktor Philol. ging bereits langsamen und ruhigen Schrittes durch seine Stube und dachte jetzt, anstatt einen Siegesgesang anzustimmen, seinem friedlichen und sanften Charakter angemessen, über das Unglück von Revolutionen, besonders von Kämpfen zwischen Landsleuten, nach. In seiner milden Stimmung erinnerte er sich reumüthig der Reden in Philippum, die er im Laufe der letzten Stunden über das theure Haupt seines Kindes geschüttet, und er näherte sich dem Mädchen, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und sah ihr beim Scheine des Lichtes, das ein Fenster von gegenüber hereinwarf, in die Augen, die es nicht verleugnen konnten, daß sie während dieses Abends manche Thräne vergossen. —

„Du hast geweint, mein Kind," sagte der Alte, selbst mit bebender Stimme — „Du hast recht — der Himmel weiß, wie viel Unglück in diesen wenigen Stunden gestiftet worden, wie viele Mütter ihre Söhne verloren und wie viele edle Herzen, die noch viel Gutes hätten thun können, auf beiden Seiten, ja, ja, auf beiden Seiten, zu schlagen aufgehört. Glaube nicht, mein gutes Kind, daß ich diese jungen Leute, die den

Aufruhr stiften, so unbedingt verurtheile; ich erkenne an, daß Viele von ihnen das edelste Streben haben, daß ihnen die schönsten Ideale vorschweben von einem mächtigen und freien Vaterlande, von einer deutschen Republik, die allerdings, wenn sie zu Stande käme, die einzige wäre welche die Tugenden von Sparta und Athen in sich vereinigen würde. Es ist auch wahr, und die Geschichte der alten Welt beweist es, daß das Große und Schöne, daß patriotische Gesinnungen, Heldenmuth und Künste und Wissenschaften nur in der Freiheit — vergleiche nur diese Meder mit den Griechen — warum haben diese Meder keinen Sophokles, keinen Phidias, wie sie auch keinen Aristides und Trasibul aufweisen können — auch in Deuschland." —

Der Doktor merkte, daß er eben im Begriffe war, eine Rede für die Republik zu halten und Alles zu verleugnen, was er den ganzen Abend hindurch gepredigt hatte. Er hielt entschieden inne und sah seiner Tochter erstaunt ins Gesicht, als ob sie es gewesen wäre, die eben diese Rede gehalten. Er war etwas beschämt und verlegen. Zum ersten Male seit vielen Stunden verzog Minna ihren jugendlichen rosigen Mund zu einem liebenswürdigen Lächeln, schlang beide Arme um den Nacken ihres alten Vaters und küßte ihn herzlich. Er fühlte sich wie von einem Alp erlöst, denn

er glaubte sich so eben mit seinen Reden, indem er sich selbst widersprach, bloßgestellt zu haben, und während der letzten Stunden hatte er sie als seinen politischen Gegner betrachtet und manchen Seufzer darüber ausgestoßen, daß die Politik die heiligsten und herzlichsten Familienbande zerreiße. Gerührt drückte er sie ans Herz und sagte: „Mein gutes Kind, siebzehn Jahre bist Du alt und hast schon solches erlebt, wie sonst ganze Menschenalter nicht. Mögest Du durch den Tag Deinen Tribut an das Schicksal bezahlt haben und möge Feindes-Einbruch, Krieg zwischen Landsleuten, Zwietracht und Blutvergießen nie wieder die Kreise Deines Lebens stören. — Jetzt scheint bereits Alles ruhig zu sein, so begieb Du Dich auch zur Ruhe und schlafe wohl.“

Minna steckte eine Kerze an, drückte ihrem Vater noch die Hand und stieg zwei Treppen höher hinauf unter das Dach, in ihre kleine bescheidene Schlafstube. Sie fühlte, wie noch die Aufregungen des Tages in ihr nachzitterten; sie hörte noch den Donner des Geschützes in ihrem Herzen wiederhallen und wußte, daß die Unruhe ihres Gemüthes sie nicht würde einschlafen lassen. Sie löschte das Licht aus, öffnete das Fenster und horchte in die milde, feuchte Septembernacht hinaus. Ueber der Zeile und dem Roßmarkt schwebten die Sep-

tembernebel, röthlich gefärbt von den Wachtfeuern, welche unten auf dem Pflaster die Oesterreicher in großer Anzahl entzündet hatten; sonst war es tief dunkle Nacht. Auch war es ganz und gar stille geworden, wenigstens in der Nähe dieses Hauses, und nur sehr selten hallte der Schritt der Patrouillen, welche die ganze Stadt nach allen Richtungen durchzogen, und ihre gegenseitigen Anrufe in das Dachstübchen herauf. Minna's Aussicht aus dieser Stube ging nur auf Dächer, Giebelspitzen und Schornsteine, und die Einsamkeit dieser obern Welt erfüllte sie heute mit einer tiefen Melancholie, wie sie sonst in siebzehnjährige Herzen selten einzukehren pflegt. Ihr Vater, der alte Philologe, hatte sie in der Bewunderung der Patrioten der alten Welt erzogen und ihr immer wiederholt, daß es in unserer Zeit solche Helden nicht mehr gebe. Er hatte ihren Geist, wie ihre Phantasie mit Idealen erfüllt, deren Verwirklichung er als unmöglich darstellte und nach der er gerade dadurch die Sehnsucht seines Kindes nur verstärkte. Als die Bewegungen in Deutschland ausbrachen, als sie von Kämpfen und Aufopferungen hörte und dazu die begeisterten Reden, die gerade in Frankfurt fielen, glaubte sie, die alte schöne Vergangenheit werde zur Zukunft, die Weltgeschichte in ihrem Kreislaufe kehre zu den Idealen zurück, die

sie in ihrem Beginne der Menschheit als Lehre und Muster für ihren Lebenslauf aufgestellt hatte. Als sie heute Mittag aus ihrer englischen Stunde heimkehrte, sah sie das kleine Häuflein, das sich hinter den Barrikaden sammelte, und im Laufe des Nachmittags hörte sie von den gewaltigen Truppenmassen, die gegen dieses kleine Häuflein zusammengezogen wurden. Die Insurgenten erschienen ihr als eine kleine Schaar von Helden, die nur von der ungeheuren Ueberzahl erdrückt wurden, und jung wie sie war, stand sie mit ganzem Herzen auf Seiten der Geopferten, auf Seiten der Schwachen, beweinte sie die unbekannten Opfer und machte sich Vorwürfe in solcher Zeit, an einem solchen Tage müßig dazustehen, als bloße Zuschauerin eines Trauerspieles. Wäre es ihr wenigstens vergönnt, die Verwundeten zu pflegen, irgend einem der Kämpfer irgendwie zu Hülfe zu kommen.

Nicht um zu schlafen, nur um ruhiger an ihren Träumen weiter zu spinnen, warf sie ihre Kleider ab, zog den Vorhang zu und legte sich zu Bette. Aber troß dem besten Willen über die Ereignisse des Tages und die Eindrücke desselben fortzudenken und zu spinnen, troß der Unruhe in Blut und Gemüth, war die Jugend doch stärker; ihre Jahre grenzten noch an die Provinz, die der Schlaf mild und allmächtig beherrscht,

an die Kindheit. Schon schwammen Traum und Wirklichkeit in einander, als ein eigenthümliches Gepolter sie wieder weckte, daß sie, heute immer nur Außerordentliches erwartend, rasch aus dem Bette und wieder ans Fenster sprang. Sie sah, wie ungefähr zehn Häuser weit von ihr, eine männliche Gestalt rasch über den First eines Daches dahinlief, wie sie am Giebel angekommen, ohne zu zaudern, auf ein viel tiefer liegendes Dach hinuntersprang, ausglitt und die ganze eine Seite des Daches hinabrutschte. Minna glaubte den Mann verloren, aber plötzlich stand er am äußer- Rande des Daches wieder aufrecht und lief in einer Dachrinne ebenso rasch wie vorhin weiter. Mittlerweile waren auch aus dem Dache eines der Häuser hinter dem Flüchtling mehrere Gestalten zum Vorschein gekommen, und zwar, wie es schien, aus derselben Oeffnung, aus der Jener hervorgekommen. Sie sahen sich eine Weile um und nahmen dann denselben Weg, und zwar mit derselben Raschheit. Minna zweifelte nicht einen Augenblick: der Flüchtling war einer von den Aufständischen, der von Polizei oder Soldaten verfolgt wurde. Sie bückte sich weit vor, um ihm nachzusehen, und bemerkte mit Schrecken, daß er unaufhaltsam einer Seite entgegenlief, wo die Dächer durch ein Gäßchen unterbrochen wurden und wo er entwe-

der in das Gäßchen, wie in einen Abgrund stürzen, oder, wenn er es bemerkte, innehalten und in die Gewalt seiner Verfolger fallen mußte. Er war zu fern, auch erhoben die Verfolger ein zu lautes Geschrei, als daß sie ihm hätte zurufen und ihn warnen können; sie faltete unwillkürlich die Hände wie zum Gebet, als er eben an der gefährlichen Stelle ankam, und sie stieß augenblicklich einen kleinen Freudenschrei aus, denn der Flüchtling war mit einem Sprunge über das Gäßchen auf ein etwas tiefer gelegenes Dach gelangt, und er schien gerettet, da wohl schwerlich die Häscher den gefährlichen Sprung nachahmen wollten. In der That stutzten diese vor dem Abgrunde, aber sie stellten sich rasch in eine Reihe und jetzt erst glaubte Minna Waffen blitzen zu sehen. Einige Sekunden darauf knallte es von dort dem Flüchtlinge nach, der indessen bei einer Wendung, die er jenseits des Gäßchens machen mußte, den Augen des Mädchens entschwunden war, indem er sich jetzt auf den Dächern ihrer eigenen Häuserreihe befand. Da sie ihn aus den Augen verloren, wurde ihre Angst um ihn desto größer; er konnte jetzt gerade von einer Kugel getroffen, zusammen- und von den Dächern hinabstürzen. Aber die Häscher schoßen nicht mehr und Minna war auf das Fensterbrett gestiegen und auf das kleine Vordach vor demselben, hielt sich

mit der einen Hand fest und beugte sich weit vor, um so viel des Schauplatzes als möglich übersehen zu können. Der Flüchtling war verschwunden. Die Häscher maßen die Breite des Abgrundes vor ihnen, und sie sah, wie zwei von ihnen denselben Sprung wagten. Drüben angekommen, kletterten sie geraden Weges das Dach hinan, um auf der andern Seite desselben zu verschwinden. Dort mußte also, um sich dem Bereiche ihrer Kugeln zu entziehen, auch der Flüchtling verschwunden sein, von dem sie keine Spur mehr entdeckte und den sie nun mit Trauer glaubte seinem Schicksale überlassen zu müssen. Es fiel ihr ein, daß sie mit einiger Gewalt in eine andere, eine geschlossene Dachstube in ihrer Nähe gelangen und daß sie von dort das traurige Schauspiel vielleicht bis zu seiner Entwicklung mit ansehen, vielleicht auch dem Flüchtling irgendwie helfen könnte. Sie wollte eben wieder durch das Fenster in ihre Stube zurück, als sie ganz in ihrer Nähe ein unbedeutendes Geräusch vernahm und diesem Geräusche mit dem Auge folgend, erkannte, wie eine männliche Gestalt leise von der Spitze eines benachbarten Daches herunterrutschte, um ihren Weg in der Dachrinne zwischen den zwei Häusern fortzusetzen. Minna zweifelte keine Sekunde lang, daß es jener Flüchtling war, sie beugte sich noch einmal vor und

rief: „Hier herein!“ Mit einem Sprunge stand der Mann auf dem kleinen Dächlein, noch bevor Minna ganz Zeit gehabt hatte, sich in die Stube zurückzuziehen. Noch rascher war er auf seinem Wege von dem Dächlein in die Stube. Er hatte aber kaum den Fuß auf den Boden gesetzt, als schon das Fenster und über dem Fenster ein Laden geschlossen und die Stube mit der undurchdringlichsten Finsterniß gefüllt war.

„Uf! das war eine Jagd,“ sagte der Neuangekommene vor sich hin, und nachdem er mehrere Male tief aufgeathmet, fügte er hinzu: „Jetzt weiß ich, wie es dem gehetzten Hirsch zu Muthe ist.“ — Wieder nach einer längeren Pause fragte er: „Wo bin ich? wer hat mir diesen Rettungshafen geöffnet?“ — Da keine Antwort erfolgte, sprach er weiter: „Das ist gleichgültig, ich glaube mich hier sicher und im Vollgenuß und Gefühl des wiedergewonnenen Lebens und der geretteten Freiheit — ich möchte singen, aus ganzem Herzen aufjauchzen.“

„Erlauben Sie,“ sagte jetzt Minna, „daß ich Sie auf das Geräusch hier in der Nähe aufmerksam mache, das sind Ihre Verfolger, die Sie suchen. — Jeder Ton kann sie aufmerksam machen und herbeiziehen.“

„Eine weibliche Stimme, sogar eine liebliche junge Mädchenstimme,“ rief der Fremde mit einem Tone, aus dem die angenehmste Ueberraschung leicht herauszu-

hören war. „Meine Retterin ist ein holdes junges Geschöpf, das ist ja prachtvoll.“

„Ich bitte Sie, zu schweigen,“ flehte Minna wieder, „Sie hören ja, wie sich die Schritte nähern; wie leicht kann sie nicht der geringste Laut herbeiziehen.“

In der That hörte man bald in der Nähe hohle Schritte auf dem Dache, auch einzelne Worte und Flüche, daß die Beute so plötzlich und wie durch Zauber entwischt sei. Der Flüchtling konnte nicht umhin sich vor Freude die Hände zu reiben, und gerade in dem Augenblicke, als jene Männer hart über und am Fenster vorbeizogen, mit freilich gedämpfter Stimme vor sich hin zu sagen: „Das ist mir lieber, als wenn ich hundert Meilen weit von ihnen wäre.“ Minna warnte wieder mit einem leisen „St“ und er schwieg jetzt so lange man noch einen Laut oder Ton von den Verfolgern hören konnte. Dann begann er wieder zu plaudern, und das war ihm höchst wahrscheinlich Bedürfniß in der Aufregung, in die ihn die höchst gefährliche Flucht und der Lauf über die Dächer versetzt hatte. „Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig,“ begann er der Seite zugekehrt, wo er im Dunklen einige Bewegung vernahm, „ich muß Ihnen erzählen, meine edle Retterin, wie ich auf diesem ungewöhnlichen Wege zu Ihnen gelangte. Nachdem die Barrikade in der

Fahrgasse genommen war, verließen wir, wir vier Leute, die sie vertheidigten, man kann wohl nicht sagen, auf feige Weise unsern Posten, denn wir hatten so viel Artillerie und Infanterie uns gegenüber, als eben jene ganze Gegend fassen konnte. Wir zerstreuten uns und ich suchte nach dem Römer hin zu gelangen, als mir in einer kleinen Seitengasse eine Streifpatrouille mit zwei Polizisten und einer bürgerlichen Kanaille an der Spitze entgegenkamen. Ich sah, wie besagte bürgerliche Kanaille auf mich deutete und die zwei Polizisten sich sofort gegen mich in Bewegung setzten. Vor mir die Patrouille, hinter mir einige Bataillone — es blieb mir nichts anderes übrig — ich sprang auf eine Thüre rechts von mir los, sie nach, ich eilte eine Treppe hinauf, eine zweite, eine dritte, denn ich höre die Verfolger hinter mir — ich befinde mich plötzlich unter einem Dache, und springe zur Dachlucke hinaus. Da stand ich und hatte ein weites Feld der Wanderschaft und Wirksamkeit vor mir. Aber ich sah allerdings ein, daß jetzt die Beine einer Gemse oder die Krallen einer Katze höchst wünschenswerth wären. Man ließ mir keine Zeit über das Thema: es ist so schwer ein Mensch zu sein, nachzudenken, schon polterte es hinter mir und ich mußte mich ohne Führer auf diese Wanderung durch die Frankfurter Schweiz

einlassen. Da ging es denn über Berg und Thal und Abgründe, unter den verschiedensten Reiseeindrücken, und manchen Kater störte ich in seiner Ruhe und manche Lawine von zerbröckeltem Schiefer und verfaulten Schindeln brachte ich zu Falle — bis ich eine holde Stimme hörte, etwas Weißes schimmern sah, wie jene weißen Rehe, die den irrenden Ritter in Zauberschlösser führen — und da sitze ich und harre bis es der edlen Retterin beliebt, mir ihr edles Gesicht zu zeigen. Aber mit all dem sagte ich Ihnen noch nicht, wer eigentlich der glückliche Unglückliche ist, den Sie aus den Krallen der Frankfurter, vielleicht reichsverwesenden Gerechtigkeit gerettet haben. Ich Sennora, Euer Schützling, bin einfach ein Stud. jur. aus Heidelberg und stamme aus der fröhlichen Pfalz, Gott erhalts. Da vernehme ich vor einigen Tagen, daß hier in Frankfurt etwas koche und brodle, was sich als eine hübsche Revolution herausstellen könnte, und ich, der ich mein Lebtag nichts so sehr gewünscht habe, als mich einmal für jenes große Unbekannte zu schlagen, was wir Deutschland nennen, oder auch deutsche Einheit und Freiheit, oder auch deutsche Ehre,

„denn vielbenamt ist, was nicht einen Namen hat,“
und ich kam, sah, schlug und wurde besiegt, ich Paul Eckhardt.“

Mit wie heiterem Tone Paul Eckhardt seine Erzählung begonnen, mit ebenso traurigem beschloß er sie. Seine Stimme sank mit den letzten Worten in eine tiefe melancholische Tonart, und wie ihm darauf ein leiser Seufzer antwortete, versank er in gänzliches Schweigen.

Bei all dem war es noch immer so dunkel in der Stube, daß der Student nicht seine Hand sehen konnte. Es zerstreute ihn nichts und so versank er immer tiefer in Nachdenken. Minna glaubte schon, er sei vielleicht, von den Mühen des Tages und den Aufregungen der letzten Stunde abgespannt, in Schlaf gefallen, als er, mit einem Male und zwar wieder mit der alten Frische und Heiterkeit das Gespräch aufnahm.

„Nun, meine edle Unbekannte,“ begann er, „verschleiertes Bild von Sais, Tochter der Nacht, Stern hinter Wolken, soll es ewig dunkel bleiben in meinem Leben, seit ich von der Höhe des Sieges herabgesunken bin in den Abgrund der Niederlage? Nein, so wie wir, die Geschlagenen, uns wieder erheben werden aus Nacht zu Licht, so lassen auch Sie, Göttin oder auch Weib, mich auftauchen aus dem Schatten kymerischer Nacht und dankbar in ihr Antlitz sehen.“

Minna bat ihn, noch einen Augenblick sich zu gedulden; sie werde so bald als möglich die Kerze an=

stecken. Bald darauf hörte Eckhardt, wie sie das Feuerzeug in die Hand nahm. „Halt,“ rief er da, „noch einen Augenblick. Ich will Ihnen erst sagen, wie Sie aussehen, wie mir Sie der Ton und der Ausdruck Ihrer Stimme licht auf den dunkeln Hintergrund gemalt, und wie ich mir das Ideal einer Retterin denke und wünsche. Sie sind kaum achtzehn Jahre alt, haben blondes Haar, dessen Goldglanz sanft gedämpft ist, als ob eine liebende Hand die Asche der feinsten Havanna-Cigarre darüber ausgestreut hätte; tragen dieses Haar in den einfachsten Scheiteln und verbergen seine Fülle rückwärts in gewaltigen dicken Flechten. Das Auge ist blau, das versteht sich; was sich aber nicht versteht, das sind dunkelbraune, breitgewölbte, sehr feine Augenbrauen, ebenso dunkle Wimpern, die auf das blaue Auge einen schwarzen Schatten werfen und über dessen Sanftheit täuschen — fern sei, solchen Augen eine römische oder auch griechische Nase — unklassisch, aber romantisch, wünsche ich eher eine kleine —“

Hier wurde der Student in seiner malenden Rede unterbrochen, indem ein Zündhölzchen prasselnd und wie von einer ungeduldigen Hand geführt, über eine Fläche fuhr und mit der plötzlich verbreiteten Helle den übermüthigen Redner blendete. Als er sich wieder

gefaßt hatte, stand Minna neben der entzündeten Kerze an einem Tischchen vor den dunkelblauen geschlossenen Bettvorhängen. Eckhardt sprang überrascht auf, um auf sie zuzueilen. Es war ihm wie ein Zauber. Das Bild, das er so eben zu malen angefangen, stand lebendig und vollendet vor ihm, aber diese blauen Augen blickten mit großer Würde und sogar mit einigem Zorne über die Art und Weise, wie der Student so eben sich mit ihrer Person beschäftigt hatte. Er wollte ihr seine Ueberraschung ausdrücken und ihr sagen, daß sie als die Verwirklichung seines Ideales vor ihm stehe, aber der Uebermuth, der ihn im Dunkeln beseelt hatte, schmolz vor dem Lichte und vor dem Anblicke dieses jungen, beleidigt sehenden Mädchens dahin. Schon der zweite Schritt, den er ihr entgegenthat, war langsamer als der erste. Beschämt stand er vor ihr, die vom Tode ihrer Mutter her noch in Halbtrauer, in einem schwarzen, weiß punktirten Kleide, mit dem ernsten Blicke und mit dem Ausdrucke der Würde, die ihr in der Einsamkeit, einem jungen Manne gegenüber, der weibliche Instinkt als Rüstung umgethan und, wie der Dichter singt, „in Keuschheit angethan," allerdings ganz geeignet war, eine mehr in der Gewohnheit, als im Charakter begründete studentische Kühnheit in ihre Schranken zurückzuweisen. Er machte ihr keine Komp-

limente, er dankte ihr nicht einmal für seine Rettung, er erröthete einfach und bat sie stotternd um Verzeihung. Unwillkürlich streckte er die Hand aus und sie reichte ihm die ihrige, ohne zu wissen, was sie that. Sein Erröthen und seine bescheidene Bitte demüthigten sie, denn es stand ein junger Mann vor ihr, der, wie sie sich wenigstens in diesem Augenblicke einbildete, ihrer Vorstellung vor einem begeisterten Freiheitskämpfer ebenso entsprach, wie ihre Erscheinung seinem Ideale.

Paul Eckhardt war eine jener Gestalten, die man am linken Rheinufer nicht selten findet, ein Gemisch von Süd und Norden das vielleicht das Produkt der römisch=germanischen Vermählung ist, die in diesen Gegenden stattgefunden. Sein langes, auf die Schultern herabfallendes Studentenhaar, war dunkelblond, seine Gesichtsfarbe beinahe ohne alle Nüancen, braun und broncirt, seine Augen schwarz und glänzend, die Nase kühn und geierhaft geschwungen; nur Mund und Kinn sänftigten auf nordische Weise das glühend Südliche des ganzen Gesichtes. Nordisch war auch die ganze schlanke Gestalt, eine jener Gestalten, welche die Dichter des Nordens mit der Tanne, die des Südens mit der Palme vergleichen. Es war ein schönes Paar, das sich da in der Einsamkeit der Mitternacht in einer entlegenen Dachstube gegenüberstand, und alle holden

und gefährlichen Möglichkeiten der Jugend schwebten über ihren Häuptern. Sie fühlten wohl ihre Mächte durch den „Dämmer weben“ und sie neigten ihre jungen Häupter und schwiegen.

„Eckhardt war der Erste, der wieder das Wort ergriff. „Und was jetzt?“ fragte er mit der tiefsten Unterthänigkeit, „was befehlen Sie, daß ich jetzt beginne?“

Minna sah eine Zeit lang nachdenklich auf den Boden, dann dem Fragenden ins Gesicht und sagte: „Man wird wohl die ganze Nacht hindurch nach den Aufständischen suchen, und besonders in den Straßen, die an den Kampfplatz stoßen. Sie könnten mit dem ersten Schritte aus dem Hause Ihren Verfolgern in die Hände fallen.— es ist wohl am besten, Sie bleiben für jetzt hier in dieser Stube.“

„Hier?“ fragte Eckhardt verlegen.

Die Verlegenheit wirkte ansteckend auf das Mädchen. Sie schlug wieder die Augen nieder und stotterte: „Ich weiß Niemand hier im Hause, dem ich Sie anvertrauen möchte:

„Haben Sie keinen Vater oder Bruder?“

„Einen Vater,“ erwiederte Minna — „er ist gut und obwohl nicht Ihrer Meinung und Partei, wären Sie gewiß sicher bei ihm geborgen. Aber er ist etwas

ängstlich und es könnten ihm, wenn er einen Revolutionär verbirgt, größere Gefahren daraus entstehen, als mir. Es ist besser, er erfährt nichts von Ihrer Anwesenheit."

„In Ihre Hände, mein Fräulein, gebe ich mich ganz und gar, und erlauben Sie mir, hinzuzufügen, daß ich mich Ihnen mit einem Gefühl besonderer Genugthuung anvertraue. Verfügen Sie über mich, seien Sie mein Schicksal — ich wünsche mir kein schöneres."

Bei diesen Worten drückte er ihre Hand, die er ergriffen hatte, um sie sogleich wieder fallen zu lassen. Wieder verlegen, ließ er seine Blicke durch die kleine Stube schweifen. Es war der ächteste Mädchen-Aufenthalt. Einige alte Möbel, ein Bett mit Vorhang, einige kleine Bildchen an der Wand; eine Anzahl von Büchern und Schreibmaterial mit alten Schulheften neben einer Wasserflasche, einer Kaffeetasse und einer Uhr, die nicht ging, auf der Kommode, bildeten den ganzen Hausrath, und über Alles war ein Duft der Reinlichkeit und der Jungfräulichkeit ausgegossen. Die Dunkelheit, in die Anfangs die Stube getaucht gewesen, hatte Minna benützt, um sich anzukleiden und Alles in Ordnung zu bringen, daß es jetzt nach Mitternacht, hier so aussah, wie sonst um neun Uhr Morgens. Eckhardt, der sich gewisse Faust-Scenen immer

in die alte Reichsstadt Frankfurt versetzt dachte, erinnerte sich bei diesem Anblick an Gretchens Zimmer, fühlte aber nichts von dem Mephistofeles in oder neben sich, von dem er sich manchmal einbildete, daß ein Stück in ihm stecke. Minna zeigte auf einen alten Strohsessel und gehorsam setzte er sich hin, als ob er ohne besondere Erlaubniß nicht wieder aufstehen wollte. Gerührt von seiner Haltung und Fügsamkeit, setzte sich ihm Minna gegenüber und fühlte sie die Pflicht der Wirthin, es ihm hier heimisch zu machen. Sie brachte das Gespräch auf den Kampf und er erzählte abwechselnd in begeisterten und entrüsteten Worten. Und sie blickte selbstvergessen, seinen Worten wie seinen Gefühlen folgend, in die glühenden Augen und auf den schönen beredten Mund. Wie schnell begann den Beiden die Zeit zu verstreichen und nach wie kurzer Zeit fühlten sie sich als alte Bekannte! Paul Eckhardt erholte sich auch mehr und mehr von der Befangenheit, in die ihn das ernsthafte Wesen seiner Beschützerin versetzt hatte, und ging nach und nach in den Ton über, den das Gefühl der alten Bekanntschaft natürlich machte. Plötzlich hielt er inne, als ob ihn eine neue Empfindung überkäme, und senkte seinen schönen Kopf gedankenvoll in die Hand.

„Was ist Ihnen?“ fragte Minna besorgt.

„Verzeihen Sie," bat er lächelnd, „verzeihen Sie, ich bin hungrig. Seit zwölf Uhr stand ich hinter der Barrikade, dann die heftige Bewegung der Reise über die Dächer — und dann — auch die patriotische Aufregung macht Appetit. Ich bin nun einmal Ihr Gastfreund —"

Minna erhob sich lächelnd, entschuldigte sich, nicht selbst an diese Möglichkeit gedacht zu haben, holte einen Schlüsselbund aus einer Schürzentasche und ging zur Thüre hinaus, wo sie die Schuhe vom Fuße zog, um unhörbar auf den Strümpfen in den dritten Stock zu ihrem Speiseschrank hinabzusteigen. Als sie nach kaum zehn Minuten mit einem wohlbedeckten Teller in die Dachstube zurückkehrte, saß Paul mit dem Kopfe an die Kommode gelehnt und war in den tiefsten Schlaf versunken. Minna setzte leise den Teller hin, holte ein Kissen aus ihrem Bette und schob es sanft zwischen die scharfe Kante und den Kopf des Schläfers, ohne ihn zu wecken. Dann stellte sie sich, das Licht vorsichtig mit der Hand bedeckend, vor ihn hin, betrachtete ihn lange und dachte: „Wie schön ist er! Wie glücklich bin ich, ihn gerettet zu haben und vielleicht noch etwas für ihn thun zu können!" — Dann setzte sie sich ihm gegenüber und fuhr mit mehr Muße in ihrer Betrachtung, vielleicht auch in ihren Träu-

men fort, bis auch ihre Jugend „dem kindlichen Gott, dem Gott der Kindheit“ erlag. Und als die Sonne aufging, beleuchteten ihre Strahlen, die bequem durch die breiten Spalten des Ladens drangen, eine über den Rand des Leuchters herabgeschmolzene Kerze und zwei Schläfer, deren tiefe Athemzüge gesund und frisch auf rhythmische Weise die stille Stube erfüllten.

2.

Als Paul erwachte, fand er sich allein. Halb verschlafen, öffnete er den Laden und sah gähnend über die Dächer hin, bis ihm einfiel, welche Rücksichten er seiner Retterin schuldete und er sich zurückzog. Wie ein unglückliches Omen fiel es ihm auf, daß er, als er in der Nacht durchs Fenster gestiegen, Minnas Blumen vor demselben zum großen Theile zertreten hatte. „Gutes, holdseliges Geschöpf,“ dachte er, „sollte ich bestimmt sein, die Blumen Deines Lebens zu zertreten?“ Aber er war nicht der Mann, traurige Ahnungen und Gedanken in sich aufkommen zu lassen. Wie er gestern über Höhen und tiefe Gassen dahingesprungen war, so war sein jugendlicher Geist daran gewöhnt, heiter über Abgründe zu springen. Er dachte nur an Minna, an die Anmuth, in der sie vor ihm gestanden, an ihre Güte und Schönheit, und endlich an das

liebenswürdig ernste, achtunggebietende Wesen ihrer ganzen Erscheinung. Er hielt es für seine Pflicht, die verborgene Mädchenstube, in der er sich mit Ehrfurcht umsah, und in der er während der Abwesenheit der Besitzerin nichts zu berühren wagte, sobald als möglich zu verlassen; aber er mußte ihre Rückkehr abwarten, um ihr zu danken und vor Allem, um sie noch einmal zu sehen und um sich ihr Bild in sein dankbares Herz für immer einzuprägen. Er setzte sich wieder ruhig hin, und sonderbarer Weise traten von seinen gestrigen Erlebnissen nur die letzten schönen Scenen, in denen schon Minna eine Rolle spielte, vor seinen Geist. Sie schwebte ihm in unendlicher Lieblichkeit vor und er war begierig, ob sie ihm heute bei kälterem Blute und nüchternem Tageslichte ebenso erscheinen werde?

Es war schon ziemlich spät, als Minna mit einer Kaffeemaschine in der Hand eintrat. Paul sprang ihr entgegen und küßte ihr die Hände. Minna stand betreten und that einen Schritt rückwärts, als ob sie wieder die Stube verlassen wollte.

„Das galt meiner Retterin," stammelte er entschuldigend, und sie trat wieder lächelnd vor, stellte die Maschine auf den Tisch und begann den Trank zu brauen. Sie setzte sich hin und blickte in die Spiritusflamme; so that auch Paul und man hörte nichts in

der Stube, als das Brodeln des Wassers und das Singen der Maschine. Aber auf dem Gesichte der beiden jungen Leute lag ein schüchternes, in Verlegenheit schweigendes Glück.

Der Kaffee war fertig und Paul weigerte sich, ihn zu berühren, wenn Minna ihm nicht Gesellschaft leistete, und so wurde der Trank in einer Tasse und einem Glase gemeinschaftlich genossen und löste die Zungen und Paul vergaß seinen Vorsatz, die Stube zu verlassen. Er erinnerte sich dessen erst, als es eilf Uhr schlug und Minna sich erhob, um das Mittagessen für ihren Vater zu bereiten, der in einer Stunde von der Bibliothek heimkehren sollte.

Paul ergriff seinen Hut und wollte Abschied nehmen. Aber es war ihm mit einem Male zu Muthe, wie ihm in seinem Leben noch nie zu Muthe gewesen; er fühlte zum ersten Male, was ein Abschied sei, ein solcher Abschied, dem alle Worte nicht genügen und der zum Schweigen verdammt ist. Er ergriff ihre Hand und sie fühlte, wie er zitterte. Sie hatte kaum den Muth, ihm ins Gesicht zu sehen, das er gesenkt hatte und das erblaßt war, während sich seine Lippen tonlos bewegten.

„Was wollen Sie?“ fragte Minna und hatte bei diesem Anblicke auch nicht den Muth, ihre Stimme über ein deutliches Flüstern zu erheben.

„Fort," stieß er heftig heraus und wandte sich ab.

„Unmöglich," erwiderte jetzt Minna kräftiger und mit Entschiedenheit — „ich habe mich heute schon umgesehen und erkundigt — die Aufregung ist groß, es wird noch auf die Aufrührerischen gefahndet — die Thore der Stadt sind alle geschlossen und man hat Ursache, zu glauben, daß sie von verkleideter Polizei bewacht sind — Sie rennen in Ihr Verderben, wenn Sie sich jetzt schon auf die Straße wagen —"

„Es kennen mich hier nur Wenige," sagte Paul beruhigend, „die Polizei muß nicht wissen, daß ich hinter den Barrikaden gewesen."

„Das sieht man Ihnen auf hundert Schritte an," lächelte Minna und fügte leise hinzu: „Und dann — Sie haben ein so auffallendes Gesicht, daß der Späher, der Sie nur einen Augenblick bei den Revolutionären gesehen, es gewiß nicht vergessen hat."

„Geben Sie mir eine Scheere," bat Paul, „ich will Haare und Schnurrbart abschneiden und mich so entstellen, daß mich kein Polizist der Welt wieder erkennen soll."

Minna sah ihn von der Seite an, schüttelte den Kopf und sagte: „Was würden Ihre Freunde sagen, wenn sie Sie nicht wieder erkennen? Es würde auch nichts nützen, mit dem Haarabschneiden können Sie

sich nicht unkenntlich machen. Sie sind mir vom Schicksal anvertraut, ich muß für ihre Sicherheit sorgen; bleiben Sie hier, bis ich Ihnen Nachrichten bringe, daß Ihre weitere Flucht, ohne zu große Gefahren, möglich ist. Ich will weitere Erkundigungen einziehen.

„Aber wenn man erfährt, daß Sie mich hier verborgen haben," stotterte Paul, „ich meine nicht die Polizei, sondern die Leute — Ihr Vater — mein Fräulein — Ihr Ruf — mein Leben, meine Freiheit sind mir nicht so viel werth, daß ich darum nur ein Stäubchen auf Ihren Ruf, nur eine Sekunde Verdruß Ihrem guten Herzen —"

Paul hatte während dieser Worte ihre Hand ergriffen und ein Gefühl, das ihn plötzlich überwältigte, trieb ihm die Thränen in die Augen. Minna bemerkte das wohl; sie drückte die Hand, welche die ihrige ergriffen hatte, mit offener Herzlichkeit und bat ihn, sich darüber zu beruhigen. Sie hoffe mit Vorsicht und Klugheit die Pflichten vereinigen zu können, die sie sich und ihrem Schützling gegenüber zu erfüllen habe. Sie bat ihn ferner, sich stille zu verhalten, nicht ans Fenster zu gehen und nahm ihm das Wort ab, während ihrer Abwesenheit keinen Entschluß zu fassen. Doch erlaubte sie ihm, wenn ihm die Stube zu enge sei, ohne Lärm in den Räumen des Speichers vor ihrer

Stube zu lustwandeln. Es sei keine Gefahr der Ueberraschung da, da man die Treppe, die heraufführt, und die Thüre, die sie schließt, krachen höre, sobald sich Jemand nähere.

„Sie ist ein Engel! Mein Glück, mein guter Genius hat mich zu ihr geführt! Ein solches Mädchen ist mir nie begegnet! Sie ist schöner und besser, als alle meine Ideale. O, um wie viel poetischer kann doch die Wirklichkeit sein, als alle Poesie! Wenn mich ein solches Mädchen, wenn mich diese lieben könnte, wie glücklich wäre ich, was wäre ich auszuführen im Stande!" Diese und ähnliche Ausrufe wiederholten sich in der kleinen Stube, nachdem sie Minna verlassen hatte. Mehr als einmal überraschte sich Paul Eckhardt auf Selbstgesprächen. Es fiel ihm nicht ein von der Erlaubniß, unter dem Dache zu lustwandeln, Gebrauch zu machen; er fühlte sich zu wohl in der kleinen Stube, und als Minna gegen Ein Uhr wiederkehrte, um ihm sein Mittagessen zu bringen, fand sie ihn an die Wand gelehnt, wie er mit einem Bleistifte auf dieselbe Verse schrieb. Aber sie las sie nicht und verließ ihn gleich wieder, da ihr Vater diesen Nachmittag zu Hause blieb, sie ihm eine Zeit lang Gesellschaft leisten und dann der näheren Erkundigungen wegen ausgehen müßte. Doch wurde ihm die Zeit nicht lange

in seiner Einsamkeit, trotz der Sehnsucht, mit der er der Rückkehr Minna's entgegensah. Er schrieb eben Verse und dichtete sich in ein Glück hinein, in dem ihm die Stunden vergingen, wie in den Gärten Armidas. Dann betrachtete er jeden Gegenstand, hatte jetzt auch den Muth, Alles zu berühren und Alles erzählte ihm von seiner Gastfreundin. Es war schon dämmernder Abend, als ihm zwei Dinge an ihm selbst auffielen; einmal, daß er, seit er in dieser Stube verweilte, ganz und gar das Rauchen vergessen, die Cigarre oder Pfeife, ohne die er sonst nicht zwei Stunden leben konnte, und dann, daß er alle Gegenstände im Zimmer berührt und betrachtet, aber den Bettvorhang auch nicht eine Sekunde lang gelüftet hatte. Bei dieser letzten Bemerkung sagte er sich, wie schlecht die Menschheit sich selbst beurtheile, und wie sie vorzugsweise mit ihrer Ueberwachung der Jugend Unrecht thue. Er wußte, wie heilig ihm Minna war und wie er des höchsten Muthes, ja des Rausches bedurfte, um nur ihre Hand zu berühren.

Sie kehrte erst spät am Abend zurück und ihre Nachrichten besagten, daß sich hier unten nichts geändert hätte, daß Paul Eckhardt also auch sein Versteck nicht verlassen könne. Es schien ihm unmöglich, wenn auch höchst wünschenswerth, länger zu bleiben. „Die

Behörden der guten Stadt Frankfurt," sagte er, „werden nicht zu grausam mit uns sein; ich muß es wagen."

„Wir sind nicht Herren im eigenen Hause," berichtigte Minna, die diesen Nachmittag viel herum gehört und in ihrer Besorgniß um Paul Eckhardt die Lage der Dinge mit weiblichem Instinkte begriffen hatte — „der Reichsverweser hat seine Polizei, und hinter ihm stehen Preußen und Oesterreicher, die nach Willkür in unserer Stadt wirthschaften. Es wagt es Niemand vorauszusagen, welches Verfahren sie gegen die Revolutionäre einschlagen werden. Jedenfalls müssen wir beobachten und abwarten."

„Und ich?" fragte Paul.

„Sie bleiben hier," sagte Minna entschieden.

„Unmöglich!" rief Eckhardt, „ich würde es mir nie vergeben, Sie meiner Sicherheit wegen bloßgestellt zu haben. Sie sind noch so jung, Minna, Sie wissen noch nicht, was es bedeutet, in ihrer Stube und geheim —"

„Ich weiß es sehr wohl," fiel ihm Minna rasch ins Wort; „aber ich weiß auch, was ich wagen muß, was mir mein Herz gebietet, wenn es sich darum handelt, die Zukunft, die Freiheit, vielleicht das Leben eines jungen Mannes zu retten, der noch seinem Vaterlande dienen kann, an dem vielleicht das Glück und die

Liebe theurer Personen, die Liebe von Mutter und Geschwistern hängt —"

Paul schüttelte traurig den Kopf. „Sie können mich in dieser Beziehung ruhig gehen lassen," sagte er bitter lächelnd — „kein Vater, keine Mutter, keine Geschwister — ich kenne nichts vom Glücke solcher Liebe und vom Glücke einer solchen Besorgniß. Wenn ich in meinem Gefängnisse verschwinde, wird nur ein Onkel behaupten, daß mir Recht geschehen, aber Niemand wird um mich trauern. Ich bin ein Waise, allein."

„Allein?" widerholte Minna gerührt. „Umsomehr ist es Pflicht, für Sie zu sorgen."

Paul ergriff Minna's Hände und drückte sie heftig an seine Lippen, dann sprang er der Thüre entgegen. Aber Minna war rascher; sie verstellte ihm den Weg und wollte ihm eben mit Kraft gebieten, zurückzuweichen, als sie zwei Thränen bemerkte, welche aus Pauls Augen herniederfloßen. Sie ließ den Kopf sinken und streckte ihm beide Hände entgegen. Er faßte sie wieder und sank in demselben Augenblicke ihr zu Füßen. „Minna," stotterte er unter Schluchzen, „es ist mir, als wären mir alle Verluste ersetzt, die Sie mich jetzt beweinen sehen. Ich kenne Sie noch nicht vierundzwanzig Stunden, aber schon haben Sie mit Muth und Aufopferung mehr für mich gethan, als wohl je ein Mensch für mich thun

wird. Ich bleibe; Sie haben über mich zu gebieten. Ich beschwöre Sie, glauben Sie nicht, daß ein überströmendes Gefühl der Dankbarkeit oder Pflicht und Besorgniß für ihren Ruf jetzt aus mir sprechen; nein, es ist eine Stimme, die aus dem tiefsten Innern meines Herzens ruft und die es mir schon heute den ganzen Tag zuruft, daß ich Sie liebe, daß ich Ihnen ewig angehören werde. Weisen Sie mich nicht zurück, nehmen Sie meine Liebe an, meine Liebe und Werbung um Sie. Seien Sie mein Weib und ich kann Ihnen mit größerer Ruhe gehorchen und hier bleiben. Alles will ich für meine Rettung thun, wenn ich nur weiß, daß ich mein Leben, meine Freiheit, alle meine Kräfte für Sie errette."

Er drückte seine Stirne an ihren Fuß, während sie sich zitternd an die Thüre stützte. Sie schwiegen Beide. Die Dämmerung hatte sich bereits in Dunkelheit verwandelt, als Paul wieder den Kopf erhob und flehte; „Wenn nur ein leises Echo der Gefühle, die mein ganzes Herz erfüllen, in Ihnen wiederklingt, so antworten Sie mir, geben Sie mir ein tröstliches Wort."

Minna bückte sich zu ihm herab, und sagte leise: „Stehen Sie auf, bleiben Sie — ich verspreche Ihnen, daß Sie sich, wenn Sie es wollen, für mich retten."

Eckhardt sprang auf, wie von einer Feder empor=

geschnellt und die beiden jungen Herzen schlugen aneinander in dem glückseligen Gefühle einer ersten Liebe. Sie waren Beide so jung!

3.

Unten in den Straßen und Häusern tobten noch immer die Leidenschaften; man begrub Gefallene, man haderte über Gräbern und am Familientische; im Parlamente donnerten Reden voll Anklagen und Gegenanklagen; Gefängnisse füllten sich, die Straßen waren von Soldaten durchzogen, während man die Bürger entwaffnete. Flüchtlinge überschritten bereits die Grenzen des Vaterlandes. Ueberall und in immer weiteren Kreisen fühlte man die traurigen Nachwirkungen des 18. Septembers, und die Stadt, in welcher Deutschlands Größe und Freiheit geschaffen werden sollte, war traurig, unendlich traurig, unheimlich. Aber oben in der Dachstube jenes Hauses in der engen Seitengasse spielte und webte die glücklichste Idylle. Da lebten zwei glücklich Liebende, zwei Verlobte, in traulicher, von keiner Seele geahnter Abgeschiedenheit. Nichts störte sie; sie konnten sich ganz ihren Träumen von einer schönen Zukunft und ganz dem schönen Momente hingeben.

Wer erwartet eine Schilderung solchen Lebens?

Anstatt aller Schilderung, sagen wir nur: sie war siebzehn, er zweiundzwanzig Jahre alt, und sie liebten sich. Mehrere Male ging die Sonne über ihrem Verstecke auf und nieder — wie viel Zeit für all die tausend reizenden Kleinigkeiten, für die Spielereien des Herzens und der Phantasie, wie für die großen Gedanken, die heldenmüthigen Entschlüsse, die Opfer und Hingebungen, die alle zugleich in der Liebe solcher Jugend Platz haben.

„Was die erste Liebe so verklärt,
Das ist der Glaube, daß sie ewig währt,“

und was der Liebe dieser Beiden außerdem eine gewisse Weihe gab, war das Bewußtsein, daß sie viel zu kämpfen und zu dulden haben würden, daß Ihnen eine lange Trennung und damit eine große Probezeit bevorstehe, durch die sie sich ihres Glückes würdig machen sollten. Paul war in den Augen seiner Geliebten ein Märtyrer, der so frühzeitig für sein Vaterland zu leiden hatte; die Treue, die Ausdauer eines solchen Mannes zu bezweifeln, hätte ihr ein Verbrechen geschienen. Und ihm war Minna ein Geschenk der Vorsehung, bestimmt, ihn immer zu beglücken, bestimmt, ihm ins Exil die süßeste Erinnerung an das Vaterland mitzugeben. Daß Paul in die Verbannung wandern sollte, das trübte das Glück der Liebenden nur wenig; sie waren beide zu sehr von der Zukunft des

Vaterlandes überzeugt, sie erwarteten mit Zuversicht eine große Erhebung des deutschen Volkes, und zwar in naher Zeit; und diese nahe Zeit würde sie mitten im Jubel der allgemeinen Befreiung wieder zusammenführen. Und wenn dieses unglückseligerweise nicht der Fall sein sollte, so fühlte sich Paul Eckhardt stark genug, um sich auch auf fremder Erde eine bleibende Stätte zu gründen und Minna würde ihm auf den ersten Ruf in die Fremde folgen, und wäre es über den Ocean nach Amerika oder Australien.

Und es ward Abend und es ward Morgen und die glückseligste Woche war mit unzähligen und unerzählbaren Ereignissen durch die kleine Stube gegangen. Gefühle, Worte und Thaten hatten die Liebenden mit dem Bewußtsein ihrer Unzertrennlichkeit erfüllt, und Paul hatte die poesievollste Häuslichkeit, den schönsten Duft einer glücklichen Verbindung kennen gelernt, als endlich die Stunde der Trennung herbeikam. Minna hatte täglich und treu vom Stande der Dinge berichtet; am achten Tage mußte sie berichten, daß die Verfolgungen nachgelassen, da man die Hauptschuldigen des Aufstandes bereits in den Gefängnissen oder in Sicherheit jenseits der Grenze glaubte, und daß man ungehindert durch alle Thore Frankfurt verlassen könne.

Dieser letzte Nachmittag ging abwechselnd in

Schweigsamkeit und in berauschenden Beweisen gegenseitiger Liebe hin. Spät Abends erhob sich Minna, setzte ihren Hut auf, hüllte sich in ein großes Tuch und ergriff die Hand des Geliebten. Er stand unbeweglich und wie eingewurzelt. Aber sie zog ihn sanft zur Thüre — noch einmal sah er zurück, dann folgte er ihr wie ein Nachtwandler, bis er sich mit einem Male unten in der dunklen Straße fand. Sie lehnte sich an seinen Arm, zog ihm den breiten Rand seines Hutes tiefer in die Stirne und schweigend und mäßigen Schrittes ging es dem Bockenheimer Thore zu, dann die Promenade entlang, zwischen den Landhäusern hin auf die Straße, die gegen Höchst und Mainz führt. Erst jenseits der alten Warte machte Minna Halt.

„Hast Du den Paß?“ fragte sie, das Papier meinend, das sie durch eine Kousine ihrem Bruder hatte entwenden lassen.

Paul antwortete kaum; er war nicht so ruhig wie sie, um in diesem Augenblicke an seine Sicherheit denken zu können. Anstatt der Antwort schloß er sie in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Dann schwor er ihr noch die heiligsten Eide seiner Liebe und flehte sie an, ihn nicht zu vergessen. Minna hing mit beiden Händen an seinen Schultern, wandte ihn dem Mondlichte zu, um ihm noch einmal und recht lange ins

Gesicht zu sehen und hörte kaum, was er schwor und flehte. Noch einmal, so wollte er, sollte sie sich zu ihm hinsetzen, auf den Rand des Weges, aber sie weigerte sich, drückte ihn noch einmal an ihre Brust, stieß ihn sanft der Richtung zu, in der er weiter gehen sollte, und eilte laufend gegen die Stadt zurück.

4.

Es ist nicht der Zweck dieser Blätter, die Fahrten und Abenteuer Paul Eckhardt's auf der Flucht und auf fremder Erde ausführlich zu schildern. Es war eben ein Flüchtlingsleben, wie hundert andere. Fünf Tage, nachdem er Minna verlassen, überschritt er glücklich die französische Grenze und vor Ende Oktober saß er schon in Metz und hatte er sich als Lehrer deutscher Sprache in der Zeitung angekündigt. Sein Oheim, der Notar in der Pfalz, der ihn bis jetzt hatte studiren lassen und dem er von Metz aus geschrieben, hatte ihn in zwei Zeilen auch schon wissen lassen, daß er es nie mit den Revolutionären zu thun gehabt und daß er auch jetzt und in Zukunft mit Revolutionären nichts zu thun haben wolle. Die kleine Baarschaft, die Paul Eckhardt am Tage des Aufstandes in der Tasche hatte, sowie der Erlös seiner Uhr, die er in Alzei verkaufte, waren dahin, nachdem er sich in Metz kaum eingerichtet

hatte. Die Noth war eben im Begriffe an seine Thüre zu klopfen, als er vier Fünfthalerscheine in seiner Seitentasche entdeckte. Woher kam diese Hülfe in der Noth? Paul Eckhardt bedeckte die Scheine mit seinen Küssen; er zweifelte nicht einen Augenblick, daß er die ganze Sparkasse Minna's in Händen hatte. Er nahm sich vor, die Summe unangetastet zu lassen, sie als ein heiliges Andenken, als eine Erinnerung an ihre Liebe und Güte aufzubewahren, um sie ihr in Zukunft, in schönen Stunden immer wieder und wieder zu zeigen. Aber in Metz schien man damals kein starkes Bedürfniß nach der Kenntniß der deutschen Sprache zu empfinden; die Schüler blieben aus und auch Notare und Advokaten, denen er in einer zweiten Annonce seine Dienste anbot, waren mit Schreibern versehen. Die Frau, bei der er gemiethet hatte, drängte; er schuldete ihr bereits einen Monat Miethzins und das Frühstück, seit vielen Tagen die einzige Mahlzeit, die er einnahm. Was war zu thun? Der Gedanke, von Minna's Gelde zu leben, hatte trotz Allem etwas Liebliches; jeder Bissen Brod mußte ihn an sie erinnern. Die Thalerscheine wurden zum Wechsler getragen. Bevor sie ganz aufgezehrt waren, hatte sich doch eine, bald eine zweite Stunde gefunden; zufällig machte Paul Eckhardt auch die Bekanntschaft eines obscuren Schriftstellers, der den

Ehrgeiz hatte, in eine fremde Sprache übersetzt zu werden, obwohl er in der eigenen noch nicht gedruckt war. Paul übersetzte sein langweiliges Werk und erhielt drei Franken per Bogen. Er war zufrieden. Er dachte nicht daran, sich in der Fremde eine bleibende Existenz zu gründen, überzeugt, wie er war, daß ihn schon in den nächsten Monaten oder Wochen eine große Umwälzung in die Heimath zurückführen werde. Wenn er nur, und sei es auch in der elendesten Weise, ohne zu verhungern, über diese Wochen oder Monate hinwegkam. An Minna hatte er gleich bei seiner Ankunft in Metz geschrieben, nach diesem ersten Briefe wartete er, bis er ihr gute Nachrichten geben könnte. Er wartete so von Woche zu Woche und die erhoffte Zeit kam nicht, wohl aber kam der Frühling und mit ihm schienen sich ausnahmsweise die Flüchtlings-Hoffnungen, jene zähesten aller Täuschungen, verwirklichen zu wollen. Der Aufstand in Baden brach los. Paul ließ seine Schüler und seinen langweiligen Autor im Stiche und stand auf deutschem Boden mit unter den Ersten in Reih und Glied. Er war nach der Pfalz geeilt, weil er dort in seiner engern Heimath besser glaubte wirken zu können, und weil er dort Frankfurt näher war. Schon sah er sich im Geiste als Sieger in dieselbe Stadt einziehen, aus der er an Minna's Seite ge-

flohen war, an derselben Stelle vorbei, wo er mit zerissenem Herzen von ihr Abschied genommen. Nichts wollte er sich um den Jubel der Bevölkerung kümmern, nichts um die Blumen, welche Jungfrauen den Siegern auf den Weg streuen werden. Er wird sich durch die jubelnde Menge fortschleichen und hinaufeilen in die kleine Dachstube, in die Heimath seines Glückes.

Aber Bamberger führte die Pfälzer Aufständischen über den Rhein nach Baden — und der Rest ist bekannt. Im Juli befand sich Paul Eckhardt mit einem Herzen voll zertrümmerter Hoffnungen wieder als Flüchtling in Straßburg und bald mußte er auf Befehl der französischen Regierung sich von der deutschen Grenze weiter entfernen, und er wanderte nach Besançon. Und da er in Besançon hungerte, trieb es ihn immer weiter, bis die lange nordische Gestalt mit den langen blonden Haaren an einem sonnigen Wintertage die Bevölkerung von Avignon in Verwunderung setzte.

Es waren um diese Zeit an fünfzehn Monate vergangen, seit er von Minna Abschied genommen; seit vielen Monaten wußte sie nicht, wohin sie dem Irrenden ihre Worte des Trostes und der Liebe nachsenden sollte, und er hatte nach so vielen gescheiterten Hoffnungen nicht den Muth, ihr zu schreiben. Die Jugend, die sich Alles möglich glaubt, die sich stark genug wähnt,

um alle Hindernisse zu besiegen, schämt sich, sobald sie die Erfahrung vom Gegentheile macht, des Unglücks. Wie ein Prophet, mit der größten Zuversicht, hatte er ihr vom Siege der Freiheit gesprochen — und wie sah es jetzt in Deutschland aus! Mit eben so großer Zuversicht hatte er seine Kraft gerühmt, die ihm trotz aller Widerwärtigkeiten, sei es wo immer, eine Existenz schaffen werde — und jetzt irrte er, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, schlimmer als ein Bettler, obdachlos, freundlos, hülflos in ferner Fremde umher, ohne Aussicht, selbst ohne die Hoffnung, die sonst den Flüchtling so spät verläßt, vor einem oder mehreren Jahrzehnten in die Heimath zurückzukehren. Und dann der Mangel, das Elend, welche die Zeit so unendlich dehnen, Wochen zu Jahren machen und Bilder der Vergangenheit in kurzer Zeit so sehr verwischen, wie es sonst nur lange, lange Jahre vermögen. Auch Eckhardt war es nicht, als ob zwischen dem traurigen Jetzt und jenen glückseligen acht Tagen, nur fünfzehn Monate lägen — eine Ewigkeit, ein grauer unendlicher Raum lag dazwischen, daß selbst die Phantasie vor dem Rückwege durch diese Wüste erschrack. Er empfand jenen vom großen Dichter erwähnten Schmerz der Erinnerung an glückliche Tage im Unglück, und er strebte nach der Kraft, sich von jener Erinnerung abzuwenden, so oft sie vor seine Seele

trat. Und von Natur aus zur Heiterkeit angelegt, trieb ihn sein ganzes Wesen, sich, so weit es von ihm abhing, vom Schmerzhaften abzukehren. Und was sollte er mit seinen Briefen an Minna? War es nicht ein Verbrechen, das Schicksal dieses holden Geschöpfes länger an seine unglückselige Existenz zu knüpfen? War es nicht eine Pflicht, sich von ihr vergessen zu lassen, für sie zu sterben, ein Todter zu sein, um ihr ihre Freiheit wieder zu geben? Darüber glaubte er im Klaren zu sein, nachdem er eines Abends in der kleinen Mansarde eines alten weitläufigen Gebäudes, seiner ärmlichen Wohnung, lange auf- und abgegangen war, müde an der Wand lehnte und vor sich hin murmelte:

„Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnrung. Bald zerstiebt
Mein Erdenloos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.“

In Avignon war Paul Eckhardt bald eine bekannte Persönlichkeit, denn noch immer war es wahr, was Minna gesagt hatte, daß man sein Gesicht und seine Erscheinung nicht so leicht vergißt, wenn man sie auch nur einen Augenblick gesehen. Und Paul Eckhardt war immer in den Straßen zu sehen; er zog fortwährend hin und her, in der Hoffnung, irgend wie Bekanntschaften zu machen und Beschäftigung zu finden. Auch

zogen ihn die Eigenthümlichkeiten dieser alten, höchst interessanten Stadt an. Der alte Palast der Päpste, die Kirche, die ehemals ein Herkules-Tempel gewesen, die malerischen und phantastischen Stadtmauern, die alte zerbrochene Brücke, die Ruinen von Klöstern und Kirchen am andern Ufer der Rhone und vieles andere historisch oder artistisch Merkwürdige beschäftigte ihn und ließ ihn manchmal während einer Stunde seiner unglücklichen Lage vergessen. Er frischte sein lange vernachlässigtes Dilettantentalent als Zeichner wieder auf und blieb da und dort sitzen, um in sein Taschenbuch zu zeichnen.

Aber auch in Avignon unter dem Himmel, unter dem Laura lebte und Petrarca sang, scheint nicht immer die provençalische Sonne; es gibt Tage, an denen die Oleanderbüsche rasch ihres rosigen Schmuckes beraubt werden, die Granatbäume im Froste zittern und die braune provençalische Rose zitternd ihre Blätter zusammenrollt. Da weht der Mistral pfeifend durch die Straßen und trägt die Kälte des schneebedeckten Mont-Ventoux auf seinen Fittichen. Da schließen sich alle Fenster und die sonst so belebten Straßen sind ausgestorben.

Ein solcher Tag trieb Paul aus seiner Stube, in die er sich zuerst vor dem Mistral geflüchtet hatte. Er wollte sich im Laufen erwärmen und eilte durch

die verlassenen Straßen; aber der Mistral drang leicht und mit argem Froste durch die Sommerkleidung, in der er Baden verlassen hatte. Starr vor Kälte flüchtete er sich in eines der Kaffeehäuser am Theaterplatze, in denen sich in solchen Tagen die Avignonesen versammeln. Bei der Menge der Gäste konnte er sich daselbst wärmen, ohne eine Tasse Kaffee zu verlangen, die er nicht hätte bezahlen können. An einem Tische, im Hintergrunde des Kaffeehauses sitzend, befand er sich einem Manne gegenüber, dessen Gesicht ihm selbst in Avignon, der Stadt der ungewöhnlichen Physiognomien, auffallen mußte. Es war der Antiquar, oder vielmehr Kuriositäten-Händler Varlet, eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt, von dem man sagte, daß sein Gesicht die größte Kuriosität seines Ladens, und daß er selbst sein bestes Aushängeschild sei. Mund, Nase, Augenbraunen und Stirne machten die sonderbarsten Windungen und sahen sich um so komischer an, als bei aller Verzerrung aus allen diesen Winkeln und Buchten die größte Gutmüthigkeit hervorlächelte. Man mußte lachen, sobald man ihn erblickte. Er verfehlte seinen Eindruck auch auf den niedergeschlagenen hungernden Flüchtling nicht. Paul zog Bleifeder und Papier aus der Tasche und begann zu zeichnen, und je länger er zeichnete, desto mehr vertiefte er sich in den Reich-

thum dieser Absonderlichkeit. Er blickte erst von seiner Arbeit auf, als hinter ihm ein lautes Lachen und gleich darauf Händeklatschen und ein vielfaches Bravo erscholl. Das kam von der Menge der Zuschauer, die sich hinter ihm gesammelt, ihn bei der Arbeit belauscht hatten und jetzt, da das Gesicht leibhaftig auf das Papier gebannt war, losbrach. Das Original wurde dadurch aufmerksam gemacht und verlangte das Porträt zu sehen. Paul war in Verlegenheit; er fürchtete, daß die Wahrheit der Zeichnung den guten Mann beleidigen werde. Aber weit entfernt, sich beim Anblick seiner reproducirten Häßlichkeit zu erzürnen, stimmte der Antiquar selber mit ein in das Gelächter der Andern, rühmte das Porträt und versicherte als Kunstkenner, daß dieser junge Mann ein ausgezeichnetes Talent besitze. Dann ließ er einen prüfenden Blick über Paul schweifen, bemerkte das leichte Sommerröckchen, das vom Mistral da draußen so arg abstach, und bat den jungen Mann, ihm sein Porträt für fünf Franken zu verkaufen. Und bevor sich Paul dessen versah, hatte Herr Varlet das Blatt eingesteckt und lagen die fünf Franken vor ihm auf dem Tische. Die Versicherung des Kunstkenners, daß der junge Mann ein ausgezeichnetes Talent besitze, hatte auf das versammelte Publikum einen um so größeren Eindruck gemacht, als

sein eigenes Porträt ein überzeugender Beweis für seinen Ausspruch schien. Man bedachte nicht, daß ein Kopf wie der des Herrn Varlet, Jedem gelingen mußte, der auch nur die dilettantenhaftesten Begriffe von der Porträtirkunst hatte. Unter den vielen Müssiggängern, welche der Mistral in das Kaffeehaus gejagt hatte und die nichts mit ihrem Nachmittage anzufangen wußten, fanden sich Manche, die Zeit und Gelegenheit benützen wollten, um sich auf billige Weise ihr Conterfei zu verschaffen. Man machte Paul vielfache Anträge, und er ging sogleich und muthig ans Werk. Vor Abend waren noch drei mehr oder weniger gelungene Köpfe aufs Papier geworfen und Paul verließ als ein glücklicher Mensch mit zwanzig Franken in der Tasche das Kaffeehaus. Er hatte einen neuen Nahrungszweig gefunden, er hatte sich bei Campe, dem trefflichen Restaurant Avignons, gestärkt und alle Hoffnung kehrte mit jugendlicher Kraft in sein Herz zurück. Die Bezahlung kleiner Schulden, obwohl sie ihn um den Rest seines Kapitals brachten, trug noch zur Erleichterung seines Gemüthes bei; heiter dachte er an die Möglichkeit, sich weiter auszubilden und auf diese Weise ehrenhaft durchzuschlagen, und dachte er wieder an die ferne verlassene Geliebte.

Am nächsten Tage wehte der Mistral noch fort

und er wanderte wieder in das Kaffeehaus. Auf dem Wege dahin blieb er vor einem Laden stehen und betrachtete mit Sehnsucht das Maler- und Zeichner-Material, Farben, Papiere und Stifte, die da im Auslage-Kasten schön und lockend geordnet waren. Wie nützlich könnte mir das werden, wenn ich es nur bezahlen könnte, dachte er, vertröstete sich auf den Abend, da er vielleicht wieder etwas gewonnen haben werde und wollte eben weiter gehen, als er bemerkte, daß ihn vom Innern des Ladens aus Herr Varlet, sein erster Kunde, beobachtet hatte, und daß er ihm jetzt einzutreten winkte. Paul folgte der Einladung und verließ nach einer Viertelstunde den Laden, wohlausgerüstet mit Stiften, Kohlen, Zeichenpapieren, und das Alles trug er in einer einfachen zweckmäßigen Mappe, die ihm als Unterlage dienen konnte. So trat er stolz in das Kaffeehaus und sah sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Er arbeitete diesen und den nächsten Tag und gewann genug, um, bei einiger Sparsamkeit, wenigstens den nächsten zwei Wochen sorgenlos entgegensehen zu können. Die Arbeit an einem öffentlichen Orte machte ihn rasch bekannt und er hieß in Avignon bald nur der deutsche Maler.

Aber der Mistral wehte nicht immer und seine Porträts, obwohl er im Laufe der Arbeit Fortschritte

machte, gelangen auch nicht immer. Es kam bald eine Zeit, da er vergebens mit der Mappe unter dem Arm durch alle Kaffeehäuser ging. Jederman wußte, was er suchte, aber die Zahl seiner Klienten war erschöpft. Nach wenigen Wochen erträglichen Lebens trat wieder eine Epoche ein, die ganz derjenigen glich, welche der Bekanntschaft mit Herrn Varlet vorhergegangen war. Wie traurig kehrte er oft in seine Mansarde zurück, wie traurig und manchmal wie schwach. Es vergingen oft Tage ohne Nahrung, sein Gesicht wurde immer bleicher, seine schlanke Gestalt bückte und beugte sich unter der Last der Noth. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß der Hunger weniger schmerze und langsamer wachse, wenn man ausgestreckt daliegt, und so verbrachte er auf seiner Mansarde ganze Stunden in dieser Lage, bis es ihn wieder hinaustrieb, um aufs Neue nach Nahrung zu suchen.

Er war in dieser Zeit nicht unbeobachtet.

Das große, weitläufige Haus, ehemals der Sitz eines päpstlichen Beamten und hohen kirchlichen Würdenträgers, gehörte einem Herrn Marsilly, dessen Vater, obwohl einem alten patricischen Geschlechte aus der päpstlichen Zeit und der legitimistischen Partei angehörend, es als Nationalgut von der Revolution gekauft hatte. Man erzählte, daß er das ganze große Haus

der Nation mit dem Werthe der broncenen Thüre an demselben bezahlte. Der jetzige Besitzer bewohnte nur einen kleinen Theil des ersten Stockwerkes, der aber doch aus einer großen Reihe von Sälen und Zimmern bestand, und vermiethete den Rest, der noch eine kleine Bevölkerung beherbergen konnte. Um in seine Mansarde zu gelangen, mußte Paul Eckhardt an der Thüre des Hausbesitzers vorbei und so oft er in den letzten Wochen an dieser Thüre vorüberkam, ebenso oft stand Mademoiselle Leonie Marsilly hinter dem kleinen engen Gitterfensterchen dieser Thüre, um ihn vorüberkommen zu sehen. Der schöne junge Mann mit dem langen blonden Haare und dem blassen Gesichte, den sie über sich unter dem Dache wußte, hatte ihre Phantasie gefangen genommen. Nun erfuhr sie noch, daß er ein Künstler war und ein Verbannter. Sie konnte nicht anders denken, als daß dieser schöne Jüngling als Verbannter ein edles Opfer und als Künstler ein Raphael sei. Und nun sah sie ihn zu alldem noch so traurig, hinwelkend, wie er von Tag zu Tag mehr erbleichte, wie er ganze Tage auf seiner Stube in tiefer Einsamkeit verharrte, wie er sich endlich elend und gebrochen die Treppe hinaufschleppte. Es fiel ihr, dem Kinde des Reichen, das von Entbehrung keine Ahnung hatte, nicht ein, daß hinter dieser Trauer nagender

Hunger, erdrückendes, äußeres Elend verborgen war. Ihre Sehnsucht, ihn kennen zu lernen, vielleicht ihn zu trösten, wurde immer größer, und ein Vorwand, ihn herbeizuziehen, fand sich ja leicht, da sie nur ihr Porträt bei ihm bestellen durfte. Herr Marsilly war nicht gewöhnt, seinem einzigen Kinde eine Bitte abzuschlagen, und so wurde Paul eines Tages eingeladen, zum Besitzer des Hauses niederzusteigen.

Herr Marsilly nahm Paul sehr freundlich auf und stellte ihn seiner Tochter vor, deren Porträt er machen sollte. Paul empfand die Schüchternheit, welche die Folge der Leiden ist, unter deren Last er schmachtete, und er erschien dem Mädchen, das sich so viel Schönes und Großes in ihn hineingedacht hatte, desto rührender. Sie wagte es kaum zu ihm aufzublicken und sah der ersten Sitzung mit Zittern entgegen.

Leonie war ein kleines, schmächtiges, blasses Geschöpf, dessen ganze Erscheinung so zu sagen in den Augen aufging. Diese blickten groß und leidenschaftlich aus tiefen Höhlen und machten den Eindruck, als ob sie nur durch ihre Phantasie, durch ihr Gemüth noch lebten. Sie war im Ganzen wie eine Flamme, die zu erlöschen droht, wenn sie nicht einen Gegenstand findet, sich daran zu klammern und die diesen Gegenstand sucht. Bei ihrer südlichen Leidenschaftlichkeit und

raschen Entschlossenheit des Herzens war Paul dieser Gegenstand lange bevor er ihr vorgestellt worden, und wäre er zur Zeit nicht so sehr niedergedrückt und ganz und gar von seinem Elend beherrscht gewesen, er hätte es schon während der ersten Sitzung fühlen müssen. Nicht gewohnt, sich irgend etwas zu versagen oder sich versagt zu sehen, fiel es ihr auch nicht ein, daß ihr dieser Mann, den sie liebte, vom Schicksale verweigert werden könne. Nur die Weiblichkeit ihrer Seele und die Schüchternheit, die sie dem Manne gegenüber, den sie so hoch über sich stellte, empfand, hinderten sie, ihm entgegenzukommen, um Besitz von ihm zu ergreifen. Sie hatte keine höhere Bildung, als jene durchschnittliche, welche die Klöster des Sacré-Coeur den reichen Erbinnen des südlichen Frankreichs zuträglich halten; desto mehr imponirte ihr in der Unterhaltung Paul's jedes seiner Worte, für desto gebildeter und gelehrter hielt sie ihn und desto größer wurde die Ehrfurcht vor dem Manne, den sie am liebsten nur geliebt hätte. Sie fühlte sich unglücklich, die Entfernung zwischen ihm und ihr immer weiter werden zu sehen, und mit dem Gefühle dieses Unglücks wuchs ihre Leidenschaft, wuchs der Wunsch nach dem Besitze, dessen sie sich für unwürdig hielt. Während der Sitzungen hatte sie nur manche frohe Momente, wenn Paul, sein Elend ver-

gessend und von ihrer Güte angezogen, vertraulich und wie ein alter Freund mit ihr sprach; wenn er sie über das und jenes belehrte und sie dabei mit dem Wohlwollen eines freundlichen Lehrers behandelte. Sie war schon mit diesen Erfolgen zufrieden, da sie beinahe die Hoffnung aufgegeben hatte, größere zu erreichen, und sie that ihr Möglichstes, die Zahl der Sitzungen zu vermehren, nicht wissend, daß sie damit die Noth ihres Geliebten verlängerte, da es Herrn Marsilly nicht einfiel, das Porträt vor der Beendigung zu bezahlen. Paul sah sich gezwungen, seine Arbeit plötzlich für vollendet zu erklären. In seiner Verzweiflung that er das mit einer Entschiedenheit, welche sich Leonie so auslegte, als ob er der Sitzungen und ihrer Gesellschaft müde wäre. Im Innersten gekränkt, bat sie ihren Vater, dem Zeichner eine so große Summe hinzuwerfen, als man für ein solches Porträt nur schicklicher Weise bezahlen konnte, und am Abend desselben Tages erhielt Paul durch einen Bedienten mit einem freundlichen Gruße des Herrn Marsilly eine Rolle von zwanzig Louisd'or. Paul dachte nicht lange über die Ursache dieser glänzenden Bezahlung nach; er freute sich nur, er fühlte sich gerettet, und dankbar gedachte er des guten Mädchens, dem er diese Rettung schuldete, und der Güte, die sie ihm während dieser ganzen Zeit gezeigt

hatte. Ihrem Wohl galt das erste Glas Wein, das er diesen Abend leerte, und das zweite galt der fernen Minna, der sich immer die Gedanken zuwandten, wenn es in seinem düstern Leben auch nur für Momente Licht wurde.

Wieder hoffte er, wieder bekam sein Geist neue Schwungkraft und wieder, da seine innerste Natur immer noch stärker war, als die Trauer der letzten Stunden und als alle Erinnerungen des Elendes, sah er in eine rosige, glückliche Zukunft.

Nicht um ihn zu tadeln, sondern nur um sein Wesen zu zeichnen, setzen wir einen Zug hieher, den vielleicht Mancher leichtsinnig finden wird. Noch denselben Abend, als er sich kaum nach vielen Wochen zum ersten Male gesättigt hatte, auf der Heimkehr vom Restaurant, traf er in einem Kaffeehause einen Gypsfigurenhändler und kaufte ihm den Sklaven von Michel Angelo und die Venus von Mylos ab. Am nächsten Morgen, als er den verschiedenen und empfindlichen Mängeln seiner Garderobe abhalf, geschah es ihm, daß er unter anderem auch einen recht hübschen Schlafrock kaufte. Herr Marsilly hatte versprochen, ihn überall in der reichen Gesellschaft der Stadt zu empfehlen und er sah sorgenlos in die Zukunft.

Aber diese Empfehlungen, wenn sie Herr Marsilly überhaupt nicht vergessen hat, wirkten sehr langsam.

Wieder in der ersten Zeit seiner Sorglosigkeit hatte er daran gedacht, an Minna zu schreiben, und bevor er zum Entschlusse kam, bevor er mit sich Eins geworden, ob sie seiner noch denke oder nicht, war wieder die sorglose Zeit dahin und stack er wieder in den Tiefen des Elendes, aus denen er nicht zu ihr emporrufen wollte. Es war überhaupt seine Art, sich im Unglück, vielleicht nur in solchem niederdrückenden Unglück, vor den Menschen, wie vor den Erinnerungen, in die Einsamkeit und in sich zurückzuziehen. So folgte er jetzt auch nur äußerst selten den Einladungen des Herrn Marsilly. Obwohl unter demselben Dache mit ihm, fühlte sich Leonie doch wieder aufs Schmerzlichste von ihm getrennt. Wieder sah sie ihn elend und blaß die Treppe hinaufschleichen, und manchmal kam ihr der Gedanke, daß er sie vielleicht liebe und daß es nur der Stolz der Armuth war, der ihn von ihr, der reichen Erbin, zurückhielt. Ihm aber lagen Liebe und Liebesglück und alle Gefühle und Gedanken, die zu dieser Welt gehören, im wesenlosen Scheine; ihn hielt der grausame Moment mit nagenden Zangen fest.

„Für den Schmerz gibt's ein Gewöhnen,
Aber für die Sorge nicht.“

Er hörte und wußte nichts von Allem, was um ihn herum vorging: er erfuhr auch nicht, daß man im

Hause von einem dauernden Unwohlsein der Mademoiselle Marsilly sprach, daß ihr Vater mit ihr nach dem Süden reisen gewollt, daß sie sich aber gesträubt, das Haus zu verlassen. Paul merkte auch nicht, daß an einem gewissen Tage, als er des Abends heimkehrte, die Treppe bis zum ersten Stockwerke mit Blumen und Bäumen geschmückt war. Herr Marsilly, um seine Tochter aufzuheitern, wollte ihren achtzehnten Geburtstag auf das Glänzendste feiern und hatte Schätze von Geschenken ins Haus, und einen Wald von Blumen und Sträuchen auf Treppe, Flur und Zimmer bringen lassen. Paul schlich theilnahmlos durch diese Blumen hinauf auf seine Stube, um sich sogleich auf sein ärmliches Bett fallen zu lassen. Hätte er nur schlafen können! Aber der Hunger, der sich bereits als heftiger Schmerz äußerte, erlaubte ihm nicht, das Auge zu schließen. Zu wiederholten Malen erhob er sich und untersuchte die Schublade des Tisches, in welcher er sonst seine kärglichen Lebensmittel aufzubewahren pflegte. Vielleicht hatte sich eine Krume Brodes irgendwo zwischen den Papieren versteckt. Schon einmal, vor vielen Wochen, hatte er eine so köstliche Entdeckung gemacht. Aber dießmal fand er nichts, obwohl er immer wieder aufstand und immer wieder untersuchte. Sein Puls schlug fieberisch und es schwamm ihm vor den Augen.

So arg war die Noth noch nie an ihn herangetreten; im Laufe der letzten vier Tage hatte er nur wenige Bissen Brod zu sich genommen. Schon lag er durch Momente bewußtlos da und sah in andern Momenten in Fieberträumen Haufen von Speisen vor sich liegen, welche seine Gierde nur noch höher steigerten.

Da klopfte es an seine Thüre und Paul erkannte nach einiger Anstrengung Herrn Marsilly, der vor ihm stand. Er erhob sich, nahm seine letzte Kraft zusammen und setzte sich ihm so gegenüber, daß sein Gesicht im Schatten und dem Besucher seine Blässe und seine fieberischen Augen verborgen blieben. Auf seine Frage, was ihm die Ehre dieses Besuches verschaffe, antwortete Herr Marsilly, „es sei das höchste Vertrauen, das ihn zu ihm führe und er wolle ihm sogleich einen Beweis dieses Vertrauens liefern. Obwohl wir Beide,“ fuhr der alte Mann fort, „so sehr verschiedenen Parteien angehören, so achte ich in Ihnen doch den Mann, der für seine Ueberzeugung sein Leben eingesetzt und seine Heimath verloren. Ich habe Sie auch beobachtet und weiß, auf welche ehrenhafte Weise Sie mit dem Leben kämpfen und Ihre Hülflosigkeit zu verbergen streben. Welche Antwort sie mir immer geben, ich fürchte nicht meine und meiner Tochter Ehre vor Ihnen bloßzustellen. Wären Sie minder bescheiden, oder einer von

den jungen Männern, die darauf ausgehen, sich durch reiche Heirathen glänzende oder müssiggängerische Existenzen zu erhaschen, Sie hätten längst bemerkt, daß Sie meiner Tochter eine große Liebe eingeflößt haben. Sie haben es vielleicht bemerkt, und sich eben deßhalb, aus ehrenwerthen Gründen, trotz unserer wiederholten Einladungen von uns zurückgezogen. Wie dem immer sei — ich weiß, daß mein armes, krankes Kind einer großen Leidenschaft erliegen müsse; sie ist mein einziges Glück, mein Alles; ich muß mir sie retten und wäre es mit einer weit schmerzlicheren Selbstverleugnung, als die ist, die ich jetzt und Ihnen gegenüber empfinde. Ich habe heute, an Leonie's Geburtstag, die letzten Versuche gemacht, sie auf alle mögliche Weise zu erheitern; sie sind mißlungen. Ich komme, um Ihnen die Hand meiner Tochter anzubieten."

Paul war nicht in der Verfassung über Liebe oder Nichtliebe, über das Opfer, welches der alte Mann soeben brachte, über seine Zukunft oder Vergangenheit nachzudenken. Während der alte Mann redete, sah er nichts als die wohlgedeckte Tafel, die er kannte und die ihn unten in den reichen Gemächern erwartete. Einen Augenblick lang fuhr ihm die Erinnerung an Minna durch den Kopf, aber für sie war er ja todt. Wenn er nicht jetzt zum Verlobungsschmause hinunter-

steigt, ist er ja doch morgen eine Leiche. Er antwortete mit einer Stimme, die im Fieber zitterte:

„Herr Marsilly, geben Sie mir Ihre Tochter — mit Dank nehme ich dieses edle Geschenk aus Ihrer Hand, aber unter einer Bedingung — daß Sie es jetzt thun, jetzt, gleich jetzt."

Herr Marsilly erhob sich, ergriff Pauls Hand und sagte: „Kommen Sie, ich will Sie ihr zum Geburtstage schenken."

Paul stützte sich an seinen Arm und schwankte an der Seite seines künftigen Schwiegervaters die Treppe hinab.

5.

Paul und Leonie waren verlobt. Das Glück, die Wonne, die aus dem ganzen Wesen der Braut strahlten, aus jedem ihrer Worte wiederhallten, gestatteten Paul kein Nachdenken. Dieses Glück zu zerstören, wäre eine furchtbare Grausamkeit, vielleicht, wie Leonie einmal beschaffen war, ein Todesstreich gewesen. Außerdem verbreitete sich gleich am nächsten Morgen in der ganzen Stadt die große und überraschende Neuigkeit, daß die reiche Erbin den armen schönen Künstler heirathe, den alle Welt kannte. Leonie erfuhr, daß sich im Lande ihres Verlobten die Braut an der Seite des

Bräutigams allein und öffentlich zeigen dürfe, und sie ließ die heimische Sitte, die dergleichen streng verbietet, bei Seite, um ihrem Stolze und ihrer Freude zu genügen, um sich auf der Promenade an seinem Arme und im Wagen an seiner Seite sehen zu lassen. In ihrer südlichen Heimath wäre sie, wenn, aus welchen Gründen immer, diese Verbindung gestört wurde, für immer bloßgestellt, nach solchen Vorgängen beinahe ihrer Ehre beraubt gewesen. Paul konnte nicht mehr zurück, auch wenn er es gewollt hätte. Und der Vater drängte, da er, wie er sagte, sich rasch altern und im Niedergange fühlte und sein Kind vor seinem Tode in gutem Schutze wissen wollte. Paul mußte sich verpflichten, den Familiennamen seiner künftigen Frau anzunehmen, da es Herrn Marsilly schmerzte, daß dieser aus Avignon, in dessen Geschichte er eine gewisse Rolle gespielt hatte, gänzlich verschwinden solle. Paul ging gerne auf diese Bedingungen ein; mit dieser Veränderung starb jener Paul Eckhardt, der sich in Frankfurt noch immer gebunden und verpflichtet fühlte. Minna, die schon so lange nichts von ihm gehört hatte, wird nun nie wieder von einem Paul Eckhardt hören — sie hatte ihn wohl auch längst vergessen, oder, wenn sie auch Nachforschungen angestellt, so haben diese zu keinem Ziele geführt. Und nun war er ihr ganz verschwun-

den und jene Woche in der Dachstube war eine Episode, an die sie jetzt zurückdenkt, wie an einen halbverwischten Traum — und der Himmel weiß, wohin jetzt ihre Gedanken und Gefühle gerichtet sind? Wie es immer stand, es blieb ihm jetzt nichts übrig, als die Gewissensbisse, wenn sich solche noch fühlbar machen sollten, durch treueste Erfüllung der Pflichten, die er Leonie gegenüber übernommen, zu übertäuben.

Mit der Hochzeit kommen wir an eine mehrere Jahre lange Episode im Leben Paul Eckhardt's oder vielmehr Paul Marsilly's, über die wir rasch hinwegeilen müssen. Nach der Hochzeit wurde eine schöne Hochzeitsreise durch das südliche Frankreich unternommen, von der man über Paris zurückkehrte. Nach der Rückkehr weihte Herr Marsilly seinen Eidam in die Verwaltung seiner Güter, der Häuser, Krapp-, Oliven-Pflanzungen ein, um sie ihm bald gänzlich zu übergeben. Der alte Mann eilte, wie er es vorhergesagt, seinem Ende zu. Doch erlebte er noch die Freude, ein Enkelchen, ein Mädchen geboren zu sehen, das in der Taufe den Namen Hortense erhielt und er lebte zu seinem Glücke nicht lange genug, um noch zu sehen, wie die Geburt seiner Enkelin seine Tochter um den letzten Rest der Gesundheit brachte und wie diese gleich ihrer Mutter, wenig Hoffnung gab, ihr Kind selbst zu erziehen.

Bald nach dem Tode des Herrn Marsilly begann für Paul ein wahres Nomadenleben. Er vertheilte seine Güter in mehrere Pachtungen, übergab die Verwaltung seiner Häuser einem Geschäftsmann und suchte mit seiner kränkelnden Frau, vor dem Mistral fliehend, jedes Jahr irgend einen schönen Punkt weiter im Süden auf, wo Leonie leichter athmen und sich wohler fühlen konnte. Cannes, Nizza, Palermo wurden nach einander bewohnt. Nur in der Jahreszeit, in welcher Avignon vom Mistral nicht heimgesucht wird, kehrte er mit Leonie in ihre geliebte Vaterstadt oder in die Nähe zurück; in ein stilles Landhaus an den grünen Ufern der Sorgue, auf dem klassischen, durch Petrarca's Lieder verklärten Boden. In Avignon sprach man viel von der liebenden Pflege, welche den deutschen Ehemann auszeichnete, von der Treue und Ausdauer, die er der kranken Frau bewies und von der Zärtlichkeit, mit der er seinem Kinde die Mutter ersetzte. Leonie's Liebe zu Paul hatte nicht abgenommen; ihre Leidenschaftlichkeit hatte sich während ihrer Krankheit in eine tiefe Innigkeit verwandelt, und wohl wissend, daß sie ihr Glück nicht lange zu genießen habe, war sie ihrem Gatten doppelt dankbar, daß er ihr keine Stunde entzog und sich mit solcher Treue ihrer Pflege widmete. Ob er sie liebte? Er wußte es eigentlich selber nicht, sie

aber mußte es glauben und in diesem Glauben verflossen ihre armen kranken Jahre so glücklich, als sie bei dem Gedanken an die Trennung von dem geliebten Manne verfließen konnten.

Im siebenten Sommer ihrer Ehe brachte sie Paul aus dem Süden zum letzten Male an die Ufer der Sorgue zurück; dort starb sie mit Dank für so viel Glück auf ihren Lippen. Paul's Trauer war eine aufrichtige; reichliche Thränen bedeckten sein männliches Gesicht, als er ihrem Sarge folgte. Er hatte ein liebevolles Weib verloren, in dessen Herzen er Schätze der Güte und, trotz ihrer verwöhnten Jugend, eine unerschöpfliche Kraft der Hingebung gefunden. Obwohl sie den größern Theil der Zeit seit ihrer Verheirathung auf dem Krankenlager verbracht, so empfand er doch, selbst an ihrem Krankenbette sitzend, oft die Heimlichkeit des häuslichen Herdes, wenn er sich auch manchmal fragte, wie anders die Atmosphäre um den häuslichen Herd geworden wäre, wenn anstatt Leonie, Minna im Hause walten würde. Auf ihren Leichenstein ließ er nur die Worte: „à ma bonne Leonie" setzen, die ihm mehr ausdrückten, als ein Spaziergänger auf dem Kirchhofe je herausgelesen hätte.

Er war nun allein mit seinem Kinde, der einzigen menschlichen Seele, an die er seine Liebe und

Treue, seine Wünsche und Hoffnungen knüpfen konnte. Hortense, bis zu einem höchst auffallenden Grade sein Ebenbild, indem sie ihm bis auf die kleinsten Einzelheiten glich, bis auf eine eigenthümlich geschwungene Windung in den Augenbrauen, war doch, was ihre Gesundheit betraf, nur zu sehr das Kind der Verstorbenen: ein unendlich zartes Blümchen, das ein rauher Anhauch tödten konnte. Mit Schmerz hatte das Paul schon frühzeitig bemerkt, aber seine Sorgfalt mußte zwischen Mutter und Kind getheilt bleiben; jetzt wandte sie sich ganz dem zarten Kinde zu, um das er mit der Natur ringen wollte auf jede erdenkliche Weise. Die Aerzte riethen ihm, mit Hortense eine geschützte milde Gegend aufzusuchen, von welcher doch die frische Bergluft nicht ganz ausgeschlossen sei — und er begann aufs Neue seine Wanderungen, und im Winter des Jahres 1857 saß er mit seinem Kinde und einer Wärterin in einem kleinen Schweizerhäuschen am Ufer des Genfer Sees, am Fuße der Höhen von Montreux.

Beinahe neun, an traurigen Ereignissen reiche Jahre waren hingegangen, seit der lustige Student von den Barrikaden kommend, in die Dachstube des Frankfurter Mädchens geflüchtet war. Ein ernster Mann mit vollem Barte ging jetzt an milden Nachmittagen am Ufer des Sees dahin, ein kleines, blasses Mädchen an

der Hand führend, oft erstaunt und erschrocken über die frühe Entwicklung dieses Kindes. Mit Angst denkt er an den Glauben, daß so kluge Kinder nicht zu langem Leben bestimmt seien, und er weicht manchen Fragen aus, um jene erschreckend rasche Geistesentwicklung nicht noch zu fördern. Trotzdem sind es glückliche Stunden, die er so an der Seite seines Kindes verlebt. Freilich kommen ihm jetzt in der Einsamkeit wieder mancherlei Erinnerungen zurück und mit diesen die Sehnsucht des Verbannten nach dem Vaterlande. Mit dieser Sehnsucht Hand in Hand geht der Wunsch, sein Kind deutsch zu erziehen, es auch deutsch sprechen zu hören, denn auch ihm war der Kummer nicht erspart, den so mancher deutsche Verbannte erfahren, daß sein in der Fremde geborenes Kind, die Sprache der Fremden spricht und sich gegen die Herzenssprache des Vaters sträubt. Zu all dem kam bei Paul die Erkenntniß, daß er seinem Kinde trotz aller Liebe und dem besten Willen weibliche Pflege und Erziehung nicht ersetzen könne; diese Einsicht verbindet sich mit der Sehnsucht nach Deutschland zu dem Plane, eine gebildete und gute Deutsche herbeizurufen, mit der gemeinschaftlich er der Pflege und Erziehung seines Kindes warten könne — und wieder über all diese Pläne, Wünsche und Gedanken schweift manchmal wie ein duftiger

Traum, wie ein Wunsch, der nicht zu verweilen und Körper anzunehmen wagt: „wenn es Minna wäre, der ich mein Kind anvertrauen könnte!"

In Folge all dieser Pläne, Wünsche und Träume saß Paul eines Tages an seinem Pulte und schrieb, zum ersten Male seit langer Zeit, einen deutschen Brief. Er wandte sich an einen Studiengenossen aus Heidelberg, der in dieser Stadt heimisch und einer bekannten Familie angehörte, an den Advokaten Friese, den sein Schreiben erreichen mußte, selbst wenn er seinen Wohnsitz in einer andern Stadt Badens aufgeschlagen hätte. Friese war in Heidelberg sein Fuchs gewesen. Paul leistete ihm manchen Studentendienst und er hing dafür mit großer Liebe an seinem Senior. Paul war überzeugt, daß wenn ihn sein Brief erreichte, er ihm sofort mit alter Neigung entgegenkommen werde.

Nachdem er ihm in bündigen Worten seine bisherige Geschichte erzählt, bat er ihn sich selbst, oder durch die Frauen seiner Familie, nach einer deutschen Erzieherin für sein Kind umzusehen, nach einer vorzugsweise guten und sorgsamen Person, der er seine Hortense mit Ruhe anvertrauen könnte. Ein gewisser Grad von Bildung sei allerdings wünschenswerth, selbst ein ziemlich hoher Grad, da er am liebsten diese Erzieherin durch viele Jahre an der Seite seines Kindes

sehen möchte. In einem P. S. fragte Paul an, ob sein Freund Friese oder vielleicht irgend Jemand in seiner Familie Minna Bürger aus Frankfurt, Tochter des Dr. Phil. Bürger, kenne, und ob man ihm über deren Schicksal einige Auskunft zu geben im Stande sei? An diese Frage knüpfte er die Bitte, Friese möge, wenn er sich nach dem besagten Fräulein erkundige, es ja nicht in seinem, Paul's, Namen thun.

Nicht acht Tage waren vergangen und Paul hielt die Antwort Friese's in Händen. Dieser jubelte, den verlorenen Freund, wenn auch unter anderem Namen, wieder gefunden zu haben. Er, wie so viele Andere, die mit Liebe an ihm hingen, hatten ihn, den Verschollenen, längst für todt oder wenigstens in unerreichbarer Ferne, für verloren gehalten. Noch bevor er auf die Aufträge Paul's einging, kündigte Friese für nächsten Sommer eine Reise an den Genfer See oder auch nach Avignon an, um den Freund zu besuchen. Dann erst folgte die Versicherung, daß man seine Aufträge auf das Gewissenhafteste und mit Liebe ausführen werde. Er fügte hinzu: „Dein P. S., in welchem Du Dich nach Fräulein Minna Bürger erkundigst, scheint mir übrigens darauf zu deuten, daß Du über die Wahl der Erzieherin schon etwelche Gedanken, daß Du Dich bereits auch an andere gewandt hast, die Dir

dieses vortreffliche Geschöpf empfohlen haben. Wenn Du wirklich auf Minna Bürger reflektirst, so schreibe umgehend. Wir kennen sie ganz wohl; sie ist seit zwei Jahren in einem Mädchen-Institute zu Mannheim als Lehrerin angestellt und meine Frau, deren Nichte in diesem Institute erzogen wird, ist mit ihr in nähere Berührung gekommen. Fräulein Minna Bürger wird in dem Institute und von allen Eltern der Zöglinge hoch geschätzt, ihres Wissens wegen, so wie wegen ihrer Liebenswürdigkeit geliebt. Ich weiß es durch meine Frau, daß sie bereit ist, um für ihre Zukunft besser zu sorgen — sie ist nämlich eine Waise und ohne Vermögen — das Institut zu verlassen und, wenn sie eine gute Stelle in einem Privathause findet, eine solche anzunehmen. Wir können Dir unmöglich eine bessere Erzieherin empfehlen; wir haben an ihr einen ebenso liebenswürdigen und gebildeten, als festen und starken Charakter kennen gelernt. Doch muß ich hinzufügen, daß über ihrer Vergangenheit irgend ein Geheimniß schwebt, das ihr in den Augen mancher Leute geschadet hat, da man mit christlicher Liebe hinter Geheimnissen immer nur Uebles sucht, das wir aber, bei dem unbedingten Vertrauen in den Charakter dieses Mädchens, niemals zu ergründen suchten. Dieses Geheimniß liegt in den Jahren 1849 und 1850 verbor-

gen. In dieser Zeit nämlich blieb sie mit ihrem Vater, nachdem Beide plötzlich Frankfurt verlassen, man weiß nicht wo verborgen; erst nach dieser Zeit, nach dem Tode ihres Vaters, tauchte sie wieder am Rheine auf, zuerst als untergeordnete Hülfslehrerin in einem Institute zu Godesberg, woher sie dann, nachdem sie daselbst in ihrem Fache eine Art von Berühmtheit geworden, in das größere Institut nach Mannheim gekommen. Was uns betrifft, so sind wir eher geneigt, hinter ihrem Geheimnisse ein Unglück, als ein Vergehen zu suchen, und daß wir uns schwerlich irren, dafür birgt uns der Charakter dieses Mädchens, wie ihr ernstes, sanft-melancholisches Wesen, ihre Ruhe und Abgeschlossenheit, die nicht im Entferntesten auf Gewissensbisse oder innere Flecken deuten. Bist Du geneigt, unsern Eindrücken zu vertrauen, dann können wir Dir unmöglich eine bessere Erzieherin für Dein Kind empfehlen. Durch diese Empfehlung hoffe ich, Dir alle Dienste, die Du einst dem Studenten geleistet, auf das Reichlichste zu vergelten."

Dieser Brief versetzte Paul in die ungeheuerste Aufregung. Mit einem Male war ihm Minna, von der er sich auf ewig getrennt glaubte, so nahe getreten und empfand er in der Erinnerung das ganze Glück, die ganze Anmuth jener Tage in der Dachstube

mit einer jugendlichen Lebhaftigkeit, deren er sich nicht mehr für fähig gehalten hätte. Sein Kind trat eben ein und er schloß es in seine Arme und alle Besorgnisse um dessen Leben fielen wie ein Alp von ihm; er sah es schon unter dem Schutze, unter der Pflege Minna's, und das schien ihm eine unfehlbare Rettung. Zugleich aber sprach neben dem Glücke in seinem Herzen noch eine andere Stimme: Jenes Geheimniß, jenes Unglück, das auf Minna lastete, das sie den Leuten verdächtig machte — war er vielleicht nicht dessen Ursache? Er wußte selbst nicht, ob die Unruhe, die sich seiner mit so großer Gewalt bemächtigte, der Hoffnung galt, sein Kind so gut geborgen zu sehen, oder dem Wunsche, Minna's Verzeihung zu erlangen und ein Verbrechen zu sühnen. Er setzte sich sogleich hin und begann die Geschichte seines Lebens zu schreiben, von dem Momente an, da er Minna verlassen. Seine Geschichte sollte seine Rechtfertigung sein. Er wollte sie ihr durch Friese zukommen lassen und dann erst, wenn sie ihn beurtheilen konnte, bei ihr anfragen, ob sie kommen wollte oder nicht. Er saß noch spät in der Nacht am Pulte und schrieb.

Aber warum sollte Paul den ersehnten Moment des Wiedersehens und der Versöhnung selbst verzögern. Seine Geschichte, wie sie jetzt vor ihm lag, schien ihm

kalt und eine höchst unzulängliche Rechtfertigung. Wenn er sie selbst sprechen könnte, wenn er, ihr zu Füßen liegend, sie um ihre Verzeihung anfleht und sie das holde, arme Kind sieht, daß sie ihm retten solle — wird sie ihm dann nicht leichter vergeben? Nie, wie in diesem Augenblicke, überwältigte ihn die Ueberzeugung, daß sich ein Mädchenherz, welches sich in erster Liebe einem Manne so hingegeben, wie Minna, auf ewig und unauflöslich und mit einem grenzenlosen Vertrauen hingegeben habe, daß aber eben deßhalb ein Riß in ein solches Herz, in eine solche Liebe unendlich schwer zu heilen, vielleicht unheilbar sei. Er verwünschte und verachtete sich, nicht lieber in jener Zeit dem Hunger erlegen zu sein, und doch wieder erschien ihm das als eine frevelhafte Verwünschung seiner Verbindung mit Leonie, die ihn so sehr geliebt, deren Andenken ihm theuer und deren Frucht seine geliebte kleine Hortense war. In diesem Zwiespalt ließ er seine Geschichte auf dem Pulte liegen und schrieb wenige Minuten vor Post-Schluß folgenden Zettel an seinen Freund Friese:

„Lieber Freund!

„Engagire Fräulein Minna Bürger; gehe auf alle Bedingungen ein, die sie Dir macht, und

stelle nur die einzige Gegenbedingung, daß sie sobald als möglich abreise. Da ich des berühmten Kinder-Arztes Rilliet wegen, in den nächsten Tagen von hier nach Genf übersiedele, so soll sie nur geraden Weges sich nach dieser Stadt begeben, wo sie mich im Hôtel des Bergues finden wird. Aber nenne mich nur unter meinem neuen Namen Marsilly. Sie darf auf keinen Fall wissen, daß sie die Stelle bei Paul Eckhardt angenommen. Die Ursachen meines Incognitos, die höchst triftig sind, werde ich Dir ein anderes Mal mittheilen."

6.

Paul kehrte an einem schönen April-Abend mit seinem Kinde und der Wärterin von einem Spaziergange ins Hôtel des Bergues zurück, als ihm der Portier ankündigte, daß eine junge Dame angekommen sei, eine Reisende, die nach ihm gefragt und die ihn jetzt in seinem Salon erwarte. Paul schrak zusammen. Es konnte diese Dame keine andere sein, als Minna, — vielleicht aber doch irgend eine Bekannte aus Avignon, da er jetzt in der Reise-Saison schon manchen Besuch derart empfangen hatte. Er hatte nicht den Muth, sich sogleich Sicherheit zu verschaffen und den Portier weiter nach Aussehen und Nationalität auszufragen.

Er bat die Wärterin, mit dem Kinde hinaufzugehen und der Dame Gesellschaft zu leisten, er werde bald folgen. Dann ging er zurück auf den Quai des Montblanc und immer weiter den See entlang, dann wieder zurück und so mehrere Male, immer rascher auf und ab, bis er endlich erhitzt und in einer Art von Besinnungslosigkeit die Treppe hinaufeilte. Anstatt in den Salon, trat er in das anstoßende Schlafzimmer, und da stand er stille und horchend an der Thüre. Er sagte sich, welch ein Verbrecher er sein müsse, daß er es nicht wage, vor das Mädchen hinzutreten, mit dem er einst acht Tage in einer Stube gewohnt hatte. Er hörte Minna's Stimme und floh nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers, aber nur, um sogleich zurückzukehren und die Thüre leise zu öffnen. Er erkannte seine ehemalige Geliebte augenblicklich; sie war es, ganz sie selbst, dasselbe milde und ernste Gesicht, nur etwas trauriger, aber auch viel schöner, als vor neun Jahren, trotz der wenigen kleinen Fältchen, welche senkrecht sich zwischen die Augenbrauen drängten. Die feinen, zarten Züge hatten sich nur um so vieles weiter ausgebildet, um desto bemerklicher und mächtiger wirkend hervorzutreten. Das Kind saß auf ihrem Schooße und plauderte schon mit ihr, wie mit einer alten Bekannten und drückte ihr die

Freude aus, daß ihr der gute Papa eine so schöne und gute Gouvernante habe kommen lassen.

„In Deutschland," fragte das Kind, „sind wohl alle Leute schön und gut? Papa ist auch aus Deutschland und ist auch schön und gut."

Minna küßte das Kind und fragte es erstaunt: „Papa ist auch aus Deutschland?"

„Freilich," antwortete das Kind bestätigend, „aus einem Lande in Deutschland, dessen Namen ich niemals habe aussprechen können, aber," fügte das Kind nachdenklich hinzu, „gut sind wohl doch nicht alle Deutschen, sonst hätten sie meinen guten Papa nicht fortgejagt."

Minna's Gesicht wurde immer ernster, sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne und wollte das Kind auf den Boden setzen. Aber sie besann sich, neigte sich herab, ergriff Hortense am Kinn, wandte sie der Lampe zu und sah ihr prüfend ins Gesicht.

„Gott im Himmel," rief sie erschrocken, es ist Paul's Gesicht!"

Dann faßte sie dieses Gesicht mit beiden Händen und bedeckte es mit den heftigsten Küssen.

Plötzlich aber schien sie ein anderes Gefühl zu überkommen; sie setzte das Kind nieder und mit dem Rufe: „Fort, fort!" eilte sie der Thüre entgegen.

„Bleib, bleib, — bleiben Sie!" rief Paul, der ihr

plötzlich in den Weg trat, die Arme ausbreitete, sie aber sogleich wieder sinken ließ und mit geneigtem Haupte und flehend gefalteten Händen vor ihr stehen blieb.

Minna wankte zurück und hielt sich an einer Stuhllehne fest; das Kind, erschrocken über diese Scene und die plötzliche Unterbrechung ihres Gespräches mit der neuen Gouvernante, wie über den plötzlichen Abschied, den diese nehmen wollte, weinte laut auf. Paul wagte es nicht, die Wankende zu berühren, er schob ihr nur einen Lehnsessel hin, in den sie zurücksank, während sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte. Paul stürzte ihr zu Füßen und flehte sie an, ihn anzuhören. Der Klang seiner Stimme brachte sie wieder zu sich, sie lächelte einen Augenblick, als ob bei diesem Klange die schönsten Bilder durch ihre Erinnerungen zögen, dann erhob sie sich und sagte abwehrend: „Lassen Sie mich fort — nicht jetzt — ein anderes Mal — vielleicht —“

Sie raffte sich auf, erhob den Kopf und schritt, ohne sich umzusehen, aus dem Zimmer. Paul ließ sich auf denselben Stuhl fallen, den sie eben verlassen hatte; das Kind lehnte sich immer noch weinend an ihn und fragte: „ob die schöne Gouvernante für immer fortgegangen sei?“ Er hob Hortense auf sein Knie und betrachtete ihr Gesicht, das so sehr dem seinigen glich

und das Minna so leidenschaftlich geküßt hatte. Er that dasselbe, aber dießmal küßte er nicht das Gesicht seines Kindes, sondern nur die Stellen, die ihre Lippen berührt hatten. Ein Hoffnungsstrahl dämmerte in ihm auf bei der Erinnerung, mit welcher Liebe Minna seine Züge erkannt und mit Liebkosungen überhäuft hatte. Noch liebte sie ihn, er war davon überzeugt, und zugleich mit den Vorwürfen, die er sich zu machen hatte, begannen auch die Stimmen der Hoffnung lauter zu sprechen. Er lief mit großen Schritten im Salon auf und nieder und nach weniger Zeit glaubte er schon der Vergebung Minna's sicher zu sein und sie — wenigstens für sein Kind wiedergewinnen zu können. Er schickte die Bonne hinüber in ihr Zimmer, mit der Bitte und Frage, ob er sie besuchen dürfe? Die Bonne brachte eine verneinende Antwort: das Fräulein sei von der Reise zu müde. Ihn aber drängte es, sich vor ihr, soweit er konnte, zu rechtfertigen, und jede Minute, die er noch länger vor ihr in unbekannter, desto größer erscheinender Schuld dastand, war ihm eine drückende Ewigkeit. Er eilte an seinen Pult, holte die Geschichte seines Flüchtlingslebens hervor, die er in Montreux aufgesetzt hatte, und sandte sie durch die Bonne hinüber, zugleich mit einem Billete, in welchem er sie beim Andenken vergangener Tage beschwor, diese

Blätter noch diesen Abend zu lesen. Dann eilte er wieder hinab in die Straßen, über die Brücken, die Quais entlang, und es war ihm zu Muthe, wie einem Angeklagten, der ein Urtheil auf Tod und Leben erwartet. Er kehrte lange nicht zurück, aus Angst vor dem Richterspruche, der über ihm schwebte.

Gegen Mitternacht, da schon das ganze Hôtel in Schlaf und Stille getaucht war, schlich er, an Minna's Zimmer vorüber, nach seinem Salon, wo er sie oder ein Briefchen erwartete. Er fand nichts und er schlich wieder zurück an jene Thüre, wo er nicht den Muth fand anzuklopfen — an die Thüre derjenigen, die er einst sein Weib genannt hatte — und er glaubte noch immer zu wachen, als er schon in Träume gewiegt war, die ihm ein glückliches Leben an der Seite Minna's vorgaukelten.

Paul erwachte, als die Sonne über den Bergen aufging und ihr Kampf mit den Nebeln, in den savoyischen Thälern und auf dem See, jenes ewig wechselnde Schauspiel begann. Paul wollte in diesem Schauspiele ein Vorzeichen sehen; auch sein Glück werde sich, vielleicht noch heute, aus Dünsten und Nebeln, die noch dagegen kämpften, hervorarbeiten. Möchte sie ihm indessen nur auf eine Stunde vergeben, daß er neben ihr am Fenster stehend, dieß unvergleich=

liche Schauspiel betrachten könnte! Dann trat er an das Bett seines Kindes, und wie er in das schlafende, schöne, kleine Gesicht sah, sagte er sich, daß er, wie er Minna kannte, an diesem Kinde, anstatt eines trennenden Hindernisses, einen mächtigen Vermittler besaß, und er weckte es mit einem Kusse. Mit all dem fühlte er sich vorbereitet und stark, um Minna entgegenzutreten und voll Zuversicht sie zu besiegen, zu erweichen. Und in Gedanken immer mit ihr beschäftigt, immer mit ihr sprechend, gingen ihm die Morgenstunden viel rascher hin, als die Zeit in solcher Erwartung hinzugehen pflegt.

Um neun Uhr wollte er bei Minna anfragen lassen, ob sie mit ihm und dem Kinde frühstücken wolle, oder ob er ihr das Kind hinüberschicken dürfe. Aber es war noch nicht neun Uhr, als ihm der Kellner einen Brief überbrachte, den er mit zitternder Hand erbrach und in welchem er las:

„Lieber Freund!

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben; Ihre Leiden waren stärker, als Ihre Liebe. Der Stolz des Weibes aber ist stärker, als seine Leiden. Ob ich sie noch liebe? Erfahren Sie, daß ein weibliches Herz, das sich so hingibt, wie sich das meine hingegeben, sich auch auf Ewig hingegeben hat.

Wohl habe ich gelitten, viel gelitten, aber trösten Sie sich. Jene Tage waren so voll Sonnenschein, daß sie hinreichen, mein Leben bis zum letzten Augenblicke zu verklären. Ich bin dem Schicksale dankbar, wenn es mir außer jenen Tagen auch nicht einen Tropfen Glückes mehr zugemessen hätte. Leben Sie wohl! ich verlasse Sie auf Nimmerwiedersehen. Ihnen hat die Vorsehung einen Vorrath von Glück in die Seele mitgegeben; erschöpfen Sie ihn, bauen Sie sich ein immer neues Glück auf, und daß Sie durch Nichts in seinem Genusse gestört werden, widerhole ich Ihnen, daß ich Ihnen Nichts zu vergeben habe, oder, wenn Sie das Gegentheil glauben, das ich Ihnen von ganzer Seele verzeihe.

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich abgereist. Suchen Sie nicht nach mir, Sie würden mich nicht finden, oder Sie würden mich so finden, wie ich jetzt bin. Seien Sie glücklich!

Minna Bürger."

Paul stürzte augenblicklich hinab zum Portier und in das Bureau, um Erkundigungen einzuziehen. In der That war Minna schon diesen Morgen um sieben Uhr abgereist, und man wußte ihm nicht zu sagen, ob sie sich nach der Schweiz oder nach Frankreich gewandt

hatte. So waren mit einem Male Hoffnungen und Träume vernichtet, die in den letzten Wochen mit seiner Seele in Eins verwachsen waren, und zwar in einem Augenblicke, da er sich ihrer Verwirklichung so nahe glaubte, da er am Beginne eines neuen und schönen Lebens zu stehen wähnte. Seit neun Jahren, in der schönsten Zeit seines Lebens gehörte er einem Dasein an, das ihm von außen aufgedrungen war, an dessen Schöpfung sein eigenstes Wesen so wenig Antheil hatte.

Bei aller Jugendkraft, bei allem Willen hatte er ein wahres Flüchtlingsschicksal, das allerdings viele Menschen mit den Flüchtlingen theilen: er war weder seines Glückes, noch seines Unglückes Schmied. Er fühlte sich als ein Fremdling in seinem eigenen Leben, in seinem eigenen Schicksal, und in dem Augenblick, da er wie ein Bettler vor seiner eigenen Thüre stand, um in sich selbst zurückzukehren, wurde diese Thüre von der geliebtesten Hand vor ihm zugeschlagen. Er war in der That und in jedem Sinne außer sich. Und als ihn Hortense nach der schönen Gouvernante fragte, brach er in Weinen aus und schien es ihm, als wäre auch sein Kind bestimmt, das Glück, die Liebe nur auf Momente kennen zu lernen, um es dann auf schmerzlichere Weise zu entbehren. Diesem Kinde glaubte er es schuldig zu sein, Alles zu versuchen, um Minna's

wieder habhaft zu werden; aber auch sich war er es mehr als jemals schuldig, da Minna in ihrem Briefe von Leiden gesprochen, und das Geheimniß, dessen sein Freund Friese erwähnt, nicht aufgeklärt war.

Er entfaltete eine fieberische Thätigkeit. Sein Kind mußte aufs Beste untergebracht werden, damit er mit Ruhe an die Verfolgung der Flüchtigen gehen könne. Er verschaffte sich warme Empfehlungen an Herrn Rilliet, den berühmten Kinderarzt, daß dieser auf Hortense ein besonderes Auge habe und sie wo möglich jeden Tag besuche; dann schloß er einen besonderen Kontrakt mit Madame Arlot, der Vorsteherin eines Mädchenpensionats, die ihm von den besten Familien Genfs, an die er gewiesen war, empfohlen wurde. Er machte ihr so glänzende Anträge, daß sie auf die Zahl ihrer Zöglinge nicht zu achten brauchte und ihm versprechen konnte, seinem Kinde besondere Sorgfalt zuzuwenden. Auch wurde bedungen, daß für die Bedienung dieses Kindes eine eigene Wärterin, der man vertrauen könne, angestellt werde. Dann erst, nach dieser Seite beruhigt, ließ sich Paul von der Unruhe fortreißen, die ihn in die Ferne trieb. Es schien ihm am Zweckmäßigsten, sich erst nach Deutschland und an die Freunde und Bekannten Minna's zu wenden, um zu erfahren, wohin sie sich wahrscheinlicher Weise ge-

wandt haben mochte? Vielleicht war sie in das Mannheimer Institut, das sie so ungern verlor, zurückgekehrt.

Sechs Tage, nachdem ihn Minna verlassen und zwei Tage nachdem er Hortense bei Madame Arlot untergebracht hatte, überschritt der Flüchtling Paul Eckhardt unter dem Namen Marsilly die deutsche Grenze, um nach Derjenigen zu suchen, die ihn in der ersten halben Stunde seines Flüchtlingsleben gerettet, kennen und lieben gelernt.

7.

An diesem selben Tage ließ sich Mademoiselle Minna Bürger bei Madame Arlot melden. „Madame," sagte sie, „es ist Ihnen gestern ein Kind, Hortense Marsilly aus Avignon, übergeben worden, an welchem ich das größte Interesse nehme. Ich war hieher berufen, um die Pflege und Erziehung dieses Kindes zu übernehmen; gewisse, triftige Gründe, die ich Ihnen verschweige, wenn Sie es erlauben, die ich Ihnen aber auch mittheilen kann, wenn Sie darauf bestehen, hielten mich ab, diese Stelle anzunehmen."

„Mademoiselle," sagte Madame Arlot, „ich begreife sehr wohl — Herr Marsilly ist ein junger, schöner Mann, Wittwer — eine junge Dame, die auf ihren Ruf hält —"

„Vielleicht ist es das,“ fiel ihr Minna ins Wort — „es ist gewiß, daß mir Herr Marsilly sein Kind übergibt, sobald ich es will. Aber ich habe meine Ursachen, mich dieses Kindes auf eine andere Weise anzunehmen. Haben Sie die Güte und lesen Sie diese meine Zeugnisse; Sie werden daraus ersehen, daß ich bereits seit Jahren und zur vollsten Zufriedenheit meiner Vorgesetzten in zweien der besten Institute Deutschlands als Lehrerin gewirkt habe. Madame, ich komme, um Sie zu bitten, daß Sie mich als Lehrerin für ihr Institut engagiren. Ich verspreche Ihnen, mich höchst nützlich zu machen. Ich unterrichte in deutscher und englischer Sprache und in andern Gegenständen, die man jungen Mädchen zu lehren pflegt. Ich will Ihnen auch sogleich eine Probe geben, daß ich eine genug gute Musikerin bin, um Ihnen einen Musiklehrer zu ersparen. Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit; mein Zweck und die Verhältnisse zwingen mich, so schroff und ohne Umschweife zu Werke zu gehen. Madame, ich biete Ihnen, mit dem Versprechen mich aufs Aeußerste zu bemühen, alle Dienste an, deren ich fähig bin, und zwar ohne den geringsten Sold in Anspruch zu nehmen. Nur zwei Bedingungen erlaube ich mir Ihnen zu stellen. Die erste, daß die Ueberwachung und Pflege von Hortense Marsilly vorzugsweise mir anvertraut werde, und

daß ich in dem Zimmer des Kindes schlafe, und zweitens, daß ich ein anderes Mädchen von acht Jahren, das mir anvertraut ist und für das ich zu sorgen habe, zu mir nehmen könne."

Madame Arlot, bei aller ihrer Vortrefflichkeit und Tugend, war eine Genferin, die sich aufs Rechnen verstand, und hatte außerdem Erfahrung und im Urtheil über Menschen Uebung genug, um sogleich zu erkennen, daß sie hier eine Person vor sich hatte, die, was sie versprach, auch zu leisten vermochte. Sie berechnete rasch, wie viele Lehrer sie, im Besitze einer so gelehrten Deutschen, ersparen könnte, und daß, im Vergleiche zu dieser Ersparniß, die Ausgabe, die ein achtjähriges Kind mehr in einer Pension verursachte, für nichts anzuschlagen sei. Nach nur sehr kurzem Hin- und Herreden schlug sie in die dargebotene Hand Minna's ein und diese ließ ihr Gepäck aus dem kleinen Hotel, in dem sie die letzten Tage gewohnt hatte, herüberbringen.

Während Minna bereits als Lehrerin im Hause der Madame Arlot wirkte, schon eine und zwei Nächte mit Hortense in einer Stube geschlafen und sich das Kind in ihrer Gesellschaft über die Abwesenheit des Vaters getröstet hatte, forschte dieser nach ihr in Mannheim, wo man ihm nichts anderes zu sagen wußte, als

daß Fräulein Minna Bürger als Erzieherin eines kleinen Mädchens nach Genf berufen worden. In Heidelberg erfuhr er von der Frau seines Freundes Friese, daß Minna, bevor ihr der Antrag von Genf aus gemacht worden, die Absicht gehabt, nach England zu gehen und daselbst eine Stelle zu suchen. Es war also wahrscheinlich, daß sie sich jetzt in diesem Lande befinde, und Paul wäre sofort aufgebrochen, um seine Reise dahin fortzusetzen, wenn ihn nicht der Freund, die Erinnerungen an schöne Studentenjahre und vor Allem die wohlthuende Luft der Heimath zurückgehalten hätten. Erst nach mehreren Tagen begab er sich nach Frankfurt, um daselbst bei Anverwandten Minna's, unter dem Vorwande, sie als Gouvernante engagiren zu wollen, nachzuforschen. Er verlor viele Zeit mit Betrachtung jenes alten Hauses in der Nähe der Fahrgasse, in welchem er die glücklichsten Tage seines Lebens verbracht. Er wagte es sogar einmal einzutreten und bis hinauf, bis an die Thüre der Dachstube leise vorzudringen. Er fand sie verschlossen, und es war ihm, als sollte ihm der Weg zu dem Glücke, das ihm Minna allein geben konnte, für immer verschlossen bleiben. Traurig verließ er die Stadt, die in seinem Leben eine so große Rolle spielte, viel trauriger als damals, da er auf dem Wege nach Höchst in der Nacht von Minna

Abschied nahm. Damals fühlte er sich mit ihr auf ewig verbunden; nichts, was trennte, war zwischen ihnen, wohl aber Alles, was zwei junge Herzen vereint. Heute klafften und dehnten sich unbekannte Räume und unbesiegbare Vergangenheiten zwischen ihnen.

In London angekommen, machte er sich vor Allem in der Welt heimisch, die das Gouvernanten-Wesen als ein großartiges Geschäft ausbeutet. Er machte die Bekanntschaft aller Agenten für Anstellung von Lehrern und Lehrerinnen und aller der respektablen Damen, die von den ersten Monaten des Gehaltes der armen Mädchen leben. Ueberall gab er den Namen Minna's auf, daß man ihn sogleich benachrichtige, sobald sie eintreffe, da sie sich bisher noch nicht gemeldet hatte.

Ungeduldig wartete er Tage und Wochen und eilte er immer wieder in die Bureau's und zu jenen Frauen zurück. Auch in der Welt der Londoner Deutschen machte er sich bekannt, voraussetzend, daß Minna, mit Empfehlungen ausgerüstet, wohl an den Einen oder den Andern gewiesen sein werde. Er schöpfte große Hoffnungen, als er einen Banquier kennen lernte, dessen Tochter in dem Mannheimer Institute erzogen worden und welcher behauptete, daß Minna, mit der man brieflich in Verbindung gewesen und der man sich zu großem Danke verpflichtet fühle, gewiß nicht durch

London kommen werde, ohne die Familie und ihren ehemaligen Zögling zu besuchen.

Von Genf aus bekam Paul, der dort immer seinen Aufenthaltsort angab, die beruhigendsten Nachrichten. Herr Rilliet sorgte auf das Gewissenhafteste für das Kind und Madame Arlot versicherte, daß sie jetzt eine, durch Güte und Liebe ausgezeichnete Person im Hause habe, die das Kind pflege und behüte, wie es eine Mutter nicht besser könnte. Paul dankte dieser Unbekannten aufs Herzlichste, konnte aber, was er der Vergeßlichkeit der Madame Arlot zuschrieb, nie den Namen derjenigen erfahren, der er so viel Dank schuldete und die Madame Arlot nur immer la bonne Demoiselle nannte. Es war eine der Bedingungen gewesen, die sich Minna noch bei Madame Arlot auswirkte, daß sie Herrn Marsilly niemals ihren Namen nennen werde, und daß sie ihr, für den Fall seiner Rückkehr erlaube, sich im Hintergrunde und verborgen zu halten.

Nach langen Wochen vergeblichen Suchens und Harrens in London, erfuhr Paul, daß eine junge Deutsche ähnlichen Namens, der nur leicht von der Engländerin, die ihm die Mittheilung machte, entstellt sein konnte, daß ein Fräulein Burger sich als Gouvernante auf einem gewissen Edelsitze in Schottland be-

finde. Ohne Zögern reiste Paul dahin ab; dort erfuhr er, daß die Familie sich auf den Kontinent, und zwar ins Bad nach Spaa begeben habe. Nach wenigen Tagen war er in Spaa, um sich zu überzeugen, daß er einem Irrlichte nachjagte. War es nicht möglich, daß Minna auf ihrem Wege von Genf nach England, in Frankreich eine Stelle gefunden? Er eilte von Spaa nach Paris, wo er ähnliche Verbindungen anknüpfte, wie in London und unter dem Vorwande, ein Mädchen unterzubringen, alle Erziehungs-Institute besuchte, um sich zu erkundigen, ob nicht ein Fräulein Bürger in einem derselben als Lehrerin angestellt sei. Die leichtsinnige Mittheilung einer deutschen Gouvernante brachte ihn wieder auf falsche Fährte und führte ihn nach London zurück. Er hatte dießmal, bei seiner raschen Abreise, die Veränderung seines Aufenthaltsortes nach Genf zu berichten vergessen, und nachdem er wieder einmal die Provinz durchzogen, kamen ihm die Genfer Briefe, die lange in Paris gelegen hatten, verspätet zu. Einer derselben, der bereits drei Wochen alt war, enthielt die besorgnißerregende Nachricht, daß die Gesundheit seines Kindes, trotz der besten Pflege, schwankend geworden, und daß Herr Rilliet zu einer neuen Luftveränderung rathe. Es sei zwar keine Gefahr vorhanden, aber es gingen jetzt in Genf mancherlei Kinder-

Krankheiten um, die sich an kräftigen Kindern als unschädlich erweisen, aber einem schwächlichen Kinde, wie Hortense, gefährlich werden könnten. Paul machte sich die größten Vorwürfe, daß er, seiner Liebe nachjagend, sein Kind durch mehrere Monate habe allein lassen können. Mit dem Gedanken, von Minna auf immer Abschied zu nehmen, packte er rasch seine Sachen und reiste ohne Aufenthalt in einem Zuge von London über Paris nach Genf.

Je mehr Paul sich der Stadt näherte, in der er sein Kind gefährlich krank zu finden fürchtete, die er unter so großen Aufregungen verlassen hatte, desto lebhafter traten ihm die hier erlebten schmerzlichen Stunden und alle traurigen Möglichkeiten in der Zukunft, vielleicht in der Gegenwart, vor die Seele. Traurige Ahnungen verdichteten sich nach und nach zu einer schweren Beängstigung, zu einem Alp, dem er sich nicht entwinden konnte, und benahmen ihm den Athem. Mein Kind, dachte er, — wenn ich mein Kind verlieren sollte, ich wäre der unglückseligste, der einsamste Mensch auf Erden. Für wen und warum soll ich dann noch leben? Was ist ein Dasein, das nicht Andern gehört? Dann tröstete er sich wieder, daß diese Ahnungen dieselben seien, welche liebende Herzen vor der Rückkehr zu einem geliebten Wesen immer peinigen und die

nichts anderes sind, als die erhöhten Sorgen der Liebe.

So abwechselnd zwischen Selbsttrost und schwarzer Besorgniß kam er in Genf an, fuhr er geraden Weges vor das Haus der Madame Arlot, sprang er aus dem Wagen und mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf. Er riß so gewaltig an der Glocke, daß sie schrill ertönte und ihn selbst mit Entsetzen erfüllte. Erschrocken ließ er den Klingelzug fahren und wartete bleich und zitternd, bis geöffnet wurde. Die Dienerin, die ihn von früher kannte, schrack bei seinem Anblick zusammen und eilte in den Gang zurück.

„Erschrickt sie," fragte sich Paul, „erschrickt sie über mein Aussehen, oder weil sie mir eine Schreckensnachricht zu geben hat?"

Er raffte sich auf und trat in den Salon, wo er ein junges Mädchen fand, das traurig in die Straße hinabsah.

„Kann ich Madame Arlot sprechen?" fragte er rasch.

„Ach nein," erwiderte das Kind, „sie ist nicht zu Hause," und bei diesen Worten fing das Mädchen zu weinen an.

„Wo ist sie? Um Gottes willen, antworten Sie rasch, und was macht die kleine Hortense?"

Das Mädchen weinte noch heftiger und antwortete schluchzend: „Diese eben, unsere kleine Hortense, hat Madame Arlot auf den Kirchhof gebracht.“

Paul brach bei diesem Worte bewußtlos zusammen. Als er wieder zu sich kam, fand er die Dienerinnen des Hauses um ihn beschäftigt.

„Mein Kind, mein Kind! mein armes Kind!“ rief er verzweifelnd aus, „hätte ich dich doch nie verlassen!“

„Ich versichere Sie, Herr Marsilly,“ sagte jene Pensionärin, die er im Salon gefunden hatte, „Ihr armes Kind ist auf das allerbeste gepflegt worden; Fräulein Minna verließ sie während der ganzen Zeit ihrer Krankheit auch nicht einen einzigen Augenblick, sie hat wenigstens während acht Nächten an ihrem Bette gewacht.“

„Fräulein Minna?“ fragte Paul vor sich hin — aber seine Gedanken waren jetzt nicht nach dieser Seite gerichtet — nur nach dem Kirchhofe wollte er, um, wo möglich, sein Kind noch einmal zu sehen. Er raffte sich auf, eilte die Treppe hinab und sprang in den Wagen, der ihn unten noch erwartete. In wenigen Minuten hielt er vor dem Portale des großen Friedhofes. Er wollte sich zum Wagen hinausstürzen, war aber kaum seiner Glieder mächtig und der Kutscher mußte ihm hinabhelfen. Erst als er im Innern des

Friedhofes Menschen sah, war er im Stande, seine Muskeln wieder anzuspannen, um rasch in die Allee einzutreten.

Aber was war das? Aeffte ihn ein Traum? War er seiner Sinne nicht mehr mächtig? War er wahnsinnig? Er fuhr sich mit beiden Händen über die Stirne und drückte die Augen zu, wähnend, daß indeß die Phantasmagorie sich auflösen werde. Aber er öffnete die Augen und er sah noch immer dasselbe. Vor ihm, kaum zehn Schritte vor ihm, zwischen den Blumen der Gräber, stand sein Kind, seine Hortense — ganz und gar seine Hortense, nur kräftiger, gesünder, in vollster Blüthe der Kindheit, und in dieser kurzen Zeit seiner Abwesenheit unverhältnißmäßig gewachsen und entwickelt. Welchen grausamen Scherz hatte man sich mit ihm erlaubt, um ihn auf diese Weise zu überraschen, oder war es doch ein Wahngebilde? Eine Ausgeburt seines, durch den harten Schlag verwirrten Geistes? Er mußte sie fassen und halten, um sich von ihrer Wirklichkeit zu überzeugen, und er stürzte auf sie los und drückte sie in seine Arme. Sie zerfloß nicht wie ein luftiger Geist, sie begann, erschrocken vor seiner Heftigkeit, leise zu weinen.

„O, weine nicht, meine Hortense," rief er außer sich vor Glück, während ihm selbst die Thränen aus

den Augen stürzten, „o, weine nicht, ich will Dich nie wieder verlassen."

Er lag auf den Knieen vor dem Kinde und wiederholte immer wieder: „Nie, nie will ich wieder von Dir gehen!"

Aber das Alles mußte doch ein Traum sein, denn die Allee herab kam Minna, nach der er durch Monate vergebens gesucht hatte. Ihre Augen waren verweint und sie blickte ihm mit unendlicher Milde entgegen, während er sie anstarrte, geängstigt von dem Gedanken, daß er nur träume und zu trauriger Wirklichkeit erwachen werde. Er klammerte sich aufs Neue an das Kind fest, als ob er fürchtete, daß es ihm noch entschwinden könnte.

„Gehe nicht von mir," flehte er, „und ich will Dich auch nie wieder verlassen."

„Nun," sagte Minna unter Thränen lächelnd, indem sie die eine Hand auf seinen, die andere Hand auf den Kopf des Kindes legte, „nun so müssen wir drei schon zusammen bleiben, denn auch ich will mein Kind nie verlassen."

Paul sah sie mit weit offenen Augen an. Sie lächelte und drückte das Kind an seine Brust. Er verstand rasch und umhalste das Kind und nannte es, an den alten theuren Namen gewöhnt und unter dem

Zauber der erstaunlichen Aehnlichkeit, seine Hortense, seine geliebte Hortense.

„Eigentlich Gretchen," berichtigte Minna, „nach dem Namen, den Du mir in Frankfurt zu geben pflegtest — aber es bleibe bei Hortense, wenn so die schmerzliche Lücke besser ausgefüllt ist."

„Wo ist es?" fragte Paul.

Minna nahm ihn an der Hand und zwischen ihr und dem Kinde ging er einem frischen kleinen Grabe entgegen, um welches mehrere junge Mädchen und Madame Arlot beschäftigt waren, es mit Herbstblumen zu schmücken. Paul wollte sich darüber hinwerfen, aber Minna hielt ihn mit beiden Armen fest, ergriff seine Hand und flüsterte ihm ins Ohr: „Wir wollen ja Alles thun, um Dich Deinen Verlust vergessen zu machen und Deine Wunden zu heilen."

Eine Stunde im Leuchtthurm.

Von der Mündung der Loire in den Ozean einige Seemeilen entfernt liegt der traurige Flecken Le Croisic. Die breite Landzunge, deren äußerste Spitze der Flecken einnimmt, ist bis über die kleine Stadt Guerant hinaus kahl wie eine Wüste Afrika's; nur unmittelbar hinter den Häusern Le Croisic's hat man auf angehäufter Dammerde zu Nutz und Frommen der Kurgäste mit Mühe und Noth einige Vegetation hervorgerufen, die es aber bis auf den heutigen Tag nicht über die Verkrüppelung gebracht hat. Das einzige Produkt dieser Gegend ist das Salz, das die Einwohner gewinnen, indem sie das Seewasser durch kleine Kanäle in seichte Teiche leiten und das Wasser verdunsten lassen. Das so gewonnene Salz wird meist in Le Croisic verladen, und von diesem Handel, sowie von der Sardinenfischerei, die hier aber bei weitem nicht so ergiebig ist, wie weiter im Norden der Bretagne, end-

lich von den Kurgästen, die hier im Sommer die Seebäder gebrauchen, lebt der ganze Flecken und die Umgegend. Aber dasselbe Meer, das auf diese Weise den Anwohnern Nahrung bringt, macht das Land durch die Salztheile, mit denen es die Atmosphäre anfüllt, unfruchtbar und wüstenähnlich. Es ist eine unerquickliche Gegend und von dieser unerquicklichen Gegend aus hat man die Aussicht auf einen unheimlichen, auf einen schauderhaften Punkt im Schooße des Ozeans. Ich mei ne Klippe und Leuchtthurm, welche zusammen Le Four heißen. Der Leuchtthurm hat den Zweck, erstens die gefährliche Klippe selber, auf der er steht, zu beleuchten und davor zu warnen, zweitens den vom weiten Ozean heimkehrenden Schiffen den Eingang in die Loire, in die Häfen von Le Croisic, St. Nazaire und Nantes zu zeigen. Bei gutem Wetter sieht man den Four von Le Croisic aus; aber beim geringsten Winde springen die Wellen an seiner Klippe so hoch auf, das der Leuchtthurm jeden Augenblick verschwindet und daß man ihn vom Ozean begraben glaubt. Die Klippe war, so lange sie den Leuchthurm nicht besaß, eine der gefährlichsten an der Westküste Frankreichs; der Leuchtthurm macht einen öden, unheimlichen Eindruck, der sich noch steigert, wenn man hört, daß er zwei Wächter beherbergt, die ihn nie verlassen können, und die nur alle

vierzehn Tage einmal andere als ihre beiderseitigen menschlichen Gesichter zu sehen bekommen. Es ist diesen Leuchtthurmwächtern nämlich nicht erlaubt, einen Kahn zu besitzen. Man fürchtet, daß sie das Gefühl der Einsamkeit in dieser Meereswüste manchmal mit solcher Gewalt überfallen könnte, daß sie das Weite suchten; oder möchten sie bei Sturmwetter, wenn der Leuchtthurm in allen Fugen kracht und wie ein Baum erzittert, in ihrer Angst im Stande sein, ihren Posten zu verlassen. Der Aufenthalt ist während eines Sturmes so gefährlich, daß man zu dieser Befürchtung berechtigt ist, obwohl der Posten nur erprobten, in vielen Fährlichkeiten gehärteten Männern anvertraut wird. Aber, selbst wenn man ihnen einen Kahn gestattete, es fände sich an der Klippe nicht der geringste Raum, in dem er mit Sicherheit untergebracht werden könnte; sogar bei ruhigem Wetter würde das Fahrzeug von den Wellen an der Klippe zerschellt. Alle vierzehn Tage fährt von Le Croisic aus ein eigens dazu bestimmtes Fahrzeug nach dem Four hinüber, um den Wächtern die nothwendigen Lebensmittel zu bringen. Während der Stunde nun, die das Fahrzeug an der Klippe hält, sehen diese Verbannten andere menschliche Gesichter, als die ihrigen; sonst müssen sie sich mit dem Anblick des unendlichen Ozeans und der Schiffe begnügen, welche sie mit

Hülfe ihres Fernrohres in weite Fernen verfolgen können.

Diese höchst traurigen Posten der Leuchtthurmwächter sind Stellen, die man tapfern, besonders verdienten, alles Vertrauen einflößenden alten Soldaten aufbewahrt; Stellen, mit denen man Verdienste belohnt. Unsre zwei Unglücklichen, Einsamen da draußen, die von beständigen Gefahren hart umdrängt und an ein Gefängniß gewiesen sind, das jeden Augenblick ihr Grab werden kann, sind zwei Männer, die der Staat auf diese Weise belohnt, für deren Alter er sorgt: der Leuchtthurm Le Four ist ein Prytaneum.

Dieß Alles erfuhr ich, als ich im Jahre 1852 einige Zeit in den Seebädern von Le Croisic verbrachte. Ich konnte nie meinen Spaziergang auf der Werfte machen, ohne einen mitleidigen Blick nach dem fernen Four hinüberzusenden. Nach und nach bildete sich in mir ein solches Gefühl der Theilnahme für die beiden verbannten Menschenfreunde aus, daß es geradezu zur Sehnsucht wurde und ich mir vornahm, sie auf ihrer unwirthbaren Klippe zu besuchen. Durch Vermittlung des Doktors wurde mir die Mitfahrt gestattet, als die Schaluppe ihre vierzehntägige Fahrt unternahm.

Die Fahrt dauerte an zwei Stunden. Der Leuchtthurm kam in seiner ganzen Größe erst in nächster

Nähe zum Vorschein, denn die Wellen springen selbst bei nur gering bewegter See rings herum so hoch hinan, daß sie dem Nahenden immer die ganze Klippe und beinahe immer den untern Theil des Gebäudes verdecken. Sei es Ebbe oder Fluth, von einer oder der andern Seite schäumen die Wogen den trotz seiner Kleinheit furchtbaren Felsen hinan. Bei ruhigstem Wetter kann man es sich leicht vorstellen, wie die stürmische See bis an die Laterne hinaufspritzen muß. Der Leuchtthurm ist so gebaut, daß er sich nach oben verjüngt und unten mit der breiten Basis benahe die ganze Klippe bedeckt oder vielmehr umklammert, denn das Gemäuer streckt sich wie ein Baum mit vielen Wurzeln durch alle Risse bis hinab in das Wasser.

Die Schiffer hielten die Schaluppe nur mit Mühe so nahe der Thüre des Thurmes, daß wir hineinspringen konnten; dann wurden die Lebensmittel uns nachgeworfen und im Innern aufgefangen. Die Schaluppe zog sich nach diesem Geschäfte ungefähr hundert Ruderschläge weit zurück, um uns, nämlich den Beamten und mich, auf offener See zu erwarten. Ein alter, freundlicher Mann, der in wasserdichte Lootsentracht gekleidet war, empfing uns im untern Raum und lud uns ein, ihm in den obern nachzusteigen. Vermittelst einer schmalen Treppe, die mehr einer Leiter

glich, kamen wir in ein rundes Gemach, das nicht vier Schritte im Durchmesser hatte. In diesem Gemache fanden wir einen zweiten alten Mann, der ebenso gekleidet war, wie der erste, aber sich von diesem dennoch auf das Wesentlichste unterschied. Der erste, Jean Jacques Olivier, ein kurzer, breitschulteriger Mann, hatte ein arg verbranntes, braunes, dickhäutiges Gesicht voller Falten. Dicke graue Augenbrauen fielen wie starkes Gestrüpp über die Augen und verdeckten sie zur Hälfte, daß man sie hätte für sehr klein halten können, obwohl sie ungewöhnlich groß waren. Der graue Schnurrbart war nur wie eine etwas größere Wiederholung der Augenbrauen. Weißer als Augenbrauen und Schnurrbart waren die Haupthaare, die zum Vorschein kamen, als Jean Jacques Olivier oben im Gemache den breiten Lootsenhut abnahm, und die, kurz geschoren, aber überaus dicht, einen ziemlich großen Kopf bedeckten. Nach dieser Beschreibung wird sich der Leser eine nichts weniger als freundliche Erscheinung vorstellen, aber ich kann ihm die Versicherung geben, daß schon der erste Blick auf diesen alten, gehärteten Kopf die Seele mit wahrem Wohlbehagen erfüllte. Diese von so struppigen Brauen bedeckten Augen blickten mit solchem Wohlwollen, als wünschte der Mann demjenigen, mit dem er sprach, fortwährend etwas

Gutes zu sagen oder zu thun. Und von dem mit dem breiten Schnurrbart bedeckten Munde kam doch ein Lächeln zum Vorschein, das herzgewinnend war — ich möchte sagen, wenn es nicht von einem so rauhen Gesellen sonderbar klänge, daß es bezaubernd war, wie das Lächeln eines liebenswürdigen, liebevollen jungen Mädchens. Wir waren kaum in dem Gemache, als er sich schon alle Mühe gab, es uns bequem zu machen; und wir saßen kaum, als er schon von allen ihren Vorräthen herbeibrachte, um uns zu bewirthen. Es waren nur zwei Gläser da. Er füllte sie mit Rothwein und sie gingen zwischen uns Vieren von Mund zu Munde. Dabei fragte er nach Neuigkeiten aus der Welt, und den Beamten nach dem Wohlergehen seiner Bekannten in Le Croisic. Ich meinerseits hätte gerne Manches über die Lebensweise dieser Einsamen erfahren und ich fing an, den freundlichen Alten auszufragen. Aber er hatte mir auf meine Fragen nur kurze Antworten zu geben und versicherte, daß man sich in dem Leuchtthurme ganz wohl befinde. Nicht ein Wort von den Gefahren, von der Schwierigkeit seines Amtes und nicht ein Wort über die Größe seiner Pflichten und seiner Opfer.

Sein Gefährte Louis Marie war von ganz anderer Art. Seine Gesichtsfarbe war nur oberflächlich wettergebräunt; im Ganzen war sein Antlitz ziemlich

hell und fein, und seinen Haaren, die übrigens dünn um die Schläfe lagen, sah man es noch an, daß sie einst blond gewesen. Alle seine Züge waren feiner und weicher, als bei dem Andern, dagegen zeigte sich von jener unendlichen Freundlichkeit Jean Jacques keine Spur. Louis Marie war schweigsam, zwar nicht düster, aber doch traurig und verschlossen. Er gab sich alle Mühe und hatte offenbar den besten Willen, ebenfalls zuvorkommend und gastlich zu sein, aber er vergaß manchmal die Rolle, die er spielen wollte, hörte nicht auf das Gespräch, versank in sich und brütete. In solchen Momenten hatte Jean Jacques so viel Aufmerksamkeit für ihn, als wäre er ebenfalls einer der Gäste. Er drückte ihm das eine Glas in die Hand, ließ das andere leise anklingen und munterte ihn, indem er ihn beinahe zärtlich beim Namen nannte, zum Trinken auf. Louis Marie erwachte dann wie aus einem Traume und lächelte dem Andern eben so freundlich und liebenswürdig zu, wie dieser beinahe immer lächelte. Und diese Augenblicke waren es, die den Fremden, den er anfangs erschreckt hatte, mit ihm versöhnten, ja auch für ihn einnahmen. Wer die Beiden nur eine halbe Stunde lang mit einiger Aufmerksamkeit beobachtete, mußte sich sagen, daß zwischen ihnen ein eben so eigenthümliches als inniges Verhält-

niß bestehen müsse, und wenn die beiden Leuchtthurm-wächter dem Fremden einige Theilnahme einflößten, so freute er sich dieser Entdeckung, denn ihr Loos erschien durch das geheimnißvolle, innige Band, das sie verknüpfte, bedeutend gemildert.

Die halbe Stunde in dem kleinen Thurmgemache verfloß auf die angenehmste Weise. Man aß, man trank, man plauderte, während die Wogen da draußen ihre monotone, doch harmonische Musik machten, und während von Zeit zu Zeit in größerer oder kleinerer Entfernung, die Fluth benützend, eine ganze Menge von Schiffen der Loiré zusteuerten und durch das kleine Fenster mir gegenüber sichtbar waren. Die andere halbe Stunde verstrich mit Besichtigung der Laterne, auf die mich Jean Jacques begleitete, um mir die Einrichtung zu erklären und von der Gallerie aus die fernsten Punkte, die von da sichtbar waren, zu zeigen. Er freute sich mit meiner Freude an der frischen Seeluft, an dem großartigen Anblick des Ozeans und an den Wellen, die uns zu Füßen ihr unermüdliches Spiel trieben. Ich bedauerte, mich dieses Genusses nicht länger freuen zu können und er lud mich freundlich ein, auf dem Leuchtthurme zu bleiben, bis das nächste Schiff wieder komme. Ich hatte aber nicht den Muth, mich nur auf vierzehn Tage auf diese Klippe zu ver-

bannen, auf der mein freundlicher Führer seit beinahe zwanzig Jahren lebte und auf der er, wie er mir sagte, bis zu seinem Tode auszuharren hoffte.

Unsere Zeit war um, wir stießen noch einmal an, die rauhen Hände unserer Wirthe drückten die unsrigen und wir fuhren wieder zurück nach Le Croisic. Ich setzte mich so im Schiffe, daß ich während der ganzen Fahrt mein Gesicht dem Leuchtthurm zukehrte. Jean Jacques hatte mir ein so inniges Gefühl für sich eingeflößt, daß ich mich in der That mit einem gewissen Kummer von ihm trennte. Und nun will ich dem Leser etwas mittheilen, das ihm eigenthümlich und als nicht am Platze erscheinen wird, das ich aber doch nicht verschweigen mag, weil es eine Thatsache ist. Jener Leuchtthurmwächter Jean Jacques Olivier hatte eine erstaunliche Aehnlichkeit mit einem Manne, der mir persönlich theuer war und der gewiß vielen meiner Leser ebenfalls sehr theuer ist: mit dem Dichter Nikolaus Lenau. Ja, trotz der Rauheit seines Gesichtes, der Derbheit seiner Züge, gab ihm der Blick seines dunkelbraunen Auges, sein Schnurrbart, und das höchst merkwürdige einnehmende Lächeln eine ganz überraschende Aehnlichkeit mit jenem edlen Dichter, dessen Blick und Auge und dessen Lächeln Niemand vergessen wird, der sie jemals gekannt hat. Nun sind wir so geartet, daß

wir mit solchen physiognomischen Aehnlichkeiten auch gerne den Glauben an die Aehnlichkeit des Wesens verbinden und daß, wenn uns eine solche Aehnlichkeit an eine geliebte Person erinnert, wir schnell bereit sind, auch die alten Gefühle wieder zu empfinden. Die Aehnlichkeit hat gewiß viel dazu beigetragen, daß ich mich zu Jean Jacques Olivier so sehr hingezogen fühlte, doch aber glaube ich, daß er, wie er einmal war, auch ohne diesen Umstand auf mich einen tiefen Eindruck gemacht haben würde. Ich konnte während der Rückfahrt und während des ganzen folgenden Tages nur an ihn, an sein Amt und an sein Schicksal denken und ich konnte ferner nicht umhin, mir einzubilden, daß dieser Mann irgend eine bedeutendere Geschichte haben müsse, oder wenn nicht eine bedeutendere Geschichte, doch jedenfalls irgend ein bedeutendes, inhaltsvolles Wesen.

Ich theilte dem Doktor, mit dem ich vertraut war und dem ich die Fahrt zum Leuchtthurme verdankte, meine Gefühle mit und er erwiderte lächelnd: Nun, wenn die Geschichte der beiden gerade keine weltbewegende ist, vielleicht nicht einmal eine bedeutende, so ist es doch eine Geschichte. Sie sollen selber urtheilen. Ich bin vielleicht im Stande, diese Geschichte ausführlicher zu erzählen, als irgend ein anderer Bewohner Le Croisics.

Als ich vor mehr als zehn Jahren als junger Arzt in diese Gegend zurückkehrte, schämte ich mich meines gezwungenen Müssigganges, da ich nicht einen einzigen Kranken hatte, und ich ergriff mit Eifer die Gelegenheit, mich auf einige Zeit zu entfernen, als es hieß, daß einer der beiden Leuchtthurmwächter sich schwer verwundet habe und daß dort drüben ein Arzt nothwendig sei. Ich verbrachte volle vierzehn Tage auf dem Four. Der Verwundete war Louis Marie, und es fiel mir gleich bei meiner Ankunft auf, mit welcher Sorgfalt, ja Zärtlichkeit, ihn sein Gefährte pflegte. Der Kranke hatte auch keine andere Pflege gewünscht, und dieß war die Ursache, warum er nicht ans Land gebracht wurde und warum der Arzt zu ihm hinüber mußte. Jean Jacques Olivier gewann mein Herz so schnell, wie er gestern das Ihrige gewonnen. Bei einem Zusammenleben auf einem so engen Raume und an einem Krankenbette mußte sich zwischen uns Beiden bald eine große Vertraulichkeit herstellen. Jean Jacques zeigte mir neben dem Wohlwollen, das er Jedermann entgegenbringt, viel persönliche Freundschaft, die aus der Dankbarkeit für die Pflege seines Freundes hervorging und für den guten Willen, mit dem ich mich allen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen des Lebens im Leuchtthurm unterzog. Was hatten wir

Anderes zu thun, als zu plaudern und einander Geschichten zu erzählen. Ich fand in der Unterhaltung Jean Jacques' einen so wohltthuenden Reiz, daß ich selbst die Nächte mit ihm auf der Gallerie an der Laterne verbrachte, und da, in dieser doppelten Einsamkeit der Nacht und des Ozeans, erzählte er mit offenem Herzen Manches, was er mir wohl auf dem Festlande oder unten in der Enge des Thurmgemaches selbst bei größerer Freundschaft nicht vertraut haben würde. Manches erfuhr ich auch hier in Le Croisic, und so, glaube ich, bin ich mit der Geschichte dieser beiden Greise bekannter als viele Andere. Machen wir einen Spaziergang auf die Werfte, dort überblicken wir den Hauptschauplatz dessen, was ich Ihnen erzählen will.

Der Doktor faßte mich am Arme, wir wanderten auf die Werfte und er begann: Jean Jacques Olivier und Louis Marie sind hier in Le Croisic geboren und zwar zur Zeit, als die große französische Revolution in höchster Blüthe stand. Sie sind Kinder zweier Freunde, zweier Salinenarbeiter, deren Freundschaft damals so sprichwörtlich war, wie es später die Freundschaft ihrer Söhne wurde. Beide Kinder wurden sehr frühe und gleichzeitig verwaist, denn ihre Väter nahmen Theil an der Chouanerie, die man hier „den

großen Krieg" nennt, und Beide fielen am selben Tage in der Nähe von Nantes von den republikanischen Kugeln. Nur der eine der beiden Knaben, Jean Jacques, hatte noch eine Mutter; diese nahm sofort den andern in ihre Hütte, um auch ihn mit der schweren Arbeit in der Saline zu ernähren. Sie lebte nicht lange unter dieser Last, und Niemand hier in Le Croisic wird Ihnen zu sagen wissen, wie sich die beiden verlassenen Knaben forthalfen, wie sie nicht dem Elende erlagen. Die Zeiten waren derart, daß man die Bewohner Le Croisic's, welches damals ein elendes Fischerdorf war, nicht anklagen darf, die verwaisten Kinder ihrem Schicksale überlassen zu haben. Die Chouanerie hatte viele Familien um ihre Väter gebracht, die Kriege der Republik und des Kaiserreichs brachten sie um die jungen, arbeitsfähigen Männer, und die Engländer, die Frankreichs Schifffahrt vernichteten, blokirten alle Küsten und hätten diese auch ohne alles vorhergegangene Elend in Armuth gestürzt. Von den Kindern weiß man nur, daß man sie in jener Zeit immer zusammen gesehen, daß sie fischten, Krebse fingen und dergleichen, daß sie jeden Bissen mit einander theilten und unzertrennlich waren. Endlich, in einem gewissen Alter, findet sich der Eine in einer Schlosserwerkstätte, der Andere hilft einem Fischer und so ist mit achtzehn

oder neunzehn Jahren Louis Marie Schlossergeselle, während Jean Jacques die meisten Nächte auf der See oder in der Loiremündung verbringt. Aber Beide bewohnen noch immer dieselbe Hütte. Sehen Sie, dort links von der Saline stand diese Hütte, die Schlosserwerkstätte da, wo sie jetzt noch steht; Sie können sie von hier aus sehen, denn sie beherrscht den ganzen Flecken. Aber dort weit nach Osten steht noch eine Hütte, einsam, hart am Meeresufer — gehen wir einige Schritte weiter und Sie werden auch diese Hütte sehen können. Sie bemerken die vielen Netze, die dort ausgespannt sind; sie ist heute wie damals von einem Fischer bewohnt. Mit diesem Fischer in Gemeinschaft trieb Jean Jacques sein Gewerbe, und dieser Fischer hatte eine Tochter, Anna, die für das schönste Mädchen nicht in der Umgegend, sondern in der ganzen Bretagne galt. Sie wissen, daß in der Bretagne der Volksgesang noch nicht ausgestorben ist, daß er sich jedes schönen oder merkwürdigen Gegenstandes bemächtigt, um ihn in Balladen und Liedern zu verherrlichen. Er wächst aus dem Boden heraus, man kennt äußerst selten die Verfasser der Lieder, aber diese selbst verbreiten sich mit zauberischer Schnelligkeit und manche von ihnen leben dann, von der offiziellen Literatur kaum gekannt, im Munde des Volkes unsterblich fort. Nun

wohl — sehen Sie sich diese Fischerhütte näher an; sie ist von der Poesie verklärt, wie selbst wenige historische Punkte in der Bretagne, und diese Verklärung dankt die unscheinbare Muschel der Perle, die sie in sich geschlossen jener Anna. Ich will Ihnen, wenn Sie mir morgen zum Kaffee wieder das Vergnügen machen, von meiner Magd einige Lieder singen lassen, deren Gegenstand jene Anna ist. Wenn nun Jean Jacques mit seinem Meister von der See heimkehrte und in jener Hütte von jenem Gegenstande der Poesie empfangen wurde, wenn ihm nach der Oede des Meeres solche Augen entgegenleuchteten, eine solche Wirthin den Tisch deckte — wie sollte ein Herz wie seines widerstehen? Louis Marié, wenn die Schlosserwerkstätte geschlossen war, ging geraden Weges hinaus zum Fischer, um daselbst seinen Freund zu erwarten und zu seinem Unheil oder zu ihrer beider Unheil, sah er so das schöne Mädchen ebenfalls zu oft. Mit einem Worte, die beiden Freunde hatten das tragische Schicksal, dasselbe Mädchen zu lieben. Nach Allem, was ich von Jean Jacques selbst und von Andern gehört habe, war Anna allerdings ein Geschöpf, das selbst ohne ihre außerordentliche Schönheit alle Liebe verdient hätte. Die sich ihrer erinnern, wissen noch heute von ihrer Anmuth und ihrem vortrefflichen Herzen nicht schön genug

zu singen und zu sagen und es ist auch bezeichnend, daß die Lieder, die auf sie gedichtet wurden, obwohl offenbar von ihrer Schönheit angeregt, gerade von dieser am wenigsten sprechen, wohl aber von dem Behagen, das man empfand, sobald man in ihre Hütte trat, von ihrer Güte für alle Welt und von allerlei guten Thaten, die sie mit Muth oder mit Selbstverleugnung verrichtete.

Den beiden Freunden war es bald kein Geheimniß, daß sie beide das Mädchen liebten; damals hatten sie eben noch keine Geheimnisse vor einander; bald aber wurde es Jean Jacques auf offener See unheimlich, wenn er dachte, daß jetzt Louis Marie bei Anna sein könnte, und Louis Marie wurde es in der Schlosserwerkstätte zu heiß, wenn es draußen stürmte und er sich sagte, daß heute die Fischer nicht auslaufen und daß Jean Jacques, mit Anna an demselben Netze strickend, seinen Tag in der Fischerhütte zubringe. Der Eine zog oft vor der Zeit die Netze aus dem Wasser und lenkte eiligst seinen Kahn dem Ufer zu, und der Andere warf oft vor Feierabend Hammer oder Feile hin, um in die Fischerhütte zu eilen. Von der Schlosserwerkstätte aus konnte Louis Marie den ganzen Küstenstrich beobachten; er sah den Kahn, sobald er zum Lande zurückkehrte, und er war an den Strand hinabgeeilt,

bevor der Kahn anlegen konnte. Beide Nebenbuhler waren nur ruhig, wenn Jeder den Andern von Anna getrennt wußte oder wenn sie beide zugleich, Einer den Andern überwachend, bei ihr waren. Jean Jacques sagte mir, er habe viele Leiden erlebt und viel Schreckliches mit angesehen, da er auch den russischen Feldzug mitmachte, aber die traurigste, die ödeste und härteste Zeit seines Lebens sei diese gewesen, als er seinen Freund, den einzigen Menschen auf Erden, der zu ihm gehörte, als seinen Nebenbuhler zu fürchten anfing, ohne zu wissen, welchem von Beiden Anna den Vorzug gab. Aus dieser Furcht wurde bald ein stiller Haß, den sich beide selbst nicht zu gestehen wagten. Noch wohnten sie zusammen, aber sie legten sich stumm zu Bette, standen stumm auf und gingen von einander und grüßten sich nur, um nicht auch ohne Gruß von einander zu gehen. Louis Marie erinnerte sich plötzlich, daß die Hütte an der Saline nicht ihm gehörte, daß er die Wohlthat, in dieser Hütte beherbergt zu werden, lange genug genossen und er verließ sie, um eine Dachstube über der Schlosserwerkstätte zu beziehen. Von dieser Dachstube aus sah er noch besser nach der Fischerhütte und überwachte mit noch größerer Bequemlichkeit das Meer. Die Wohnungen der beiden Freunde waren nur durch einen Raum von hundert Schritten getrennt,

aber ihnen war schon zu Muthe, als wären sie durch viele Meilen und durch lange Zeiten von einander geschieden.

Was aber wollte nun Louis Marie in der Fischerhütte, da er den Freund nicht mehr dort erwartete? Jean Jacques sagte sich, daß er nur als sein Freund dahin gekommen war; nunmehr er sich von ihm getrennt und die alte Freundschaft selbst begraben, was hatte er noch dort zu thun? Es schien Jean Jacques eine treulose Heuchelei, daß der Andere noch so that, als ob er seinetwegen dahin käme und die Eifersucht wuchs in seinem Herzen um so rascher, als er zu so häufigen Trennungen gezwungen war und oft Tage lang auf offener See verbringen mußte, allein mit dieser Eifersucht, allein mit dem Gedanken, daß jetzt Louis Marie glücklich in der Fischerhütte an Anna's Seite sitze. Louis Marie hatte es gut. Er sah den Kahn heimkehren und er war da, bevor Jean Jacques den Fuß auf die Schwelle setzte. Louis Marie war jedenfalls der Glückliche, er triumphirte und wie sollte ihm der Einsame draußen auf dem Meere diesen Triumph vergeben?" „O," rief Jean Jacques aus, als er von diesen Leiden erzählte, „was habe ich damals in der Einsamkeit des Meeres, nur von Gott gesehen, durchgemacht! Gewiß, der Kahn wäre eines Tages ohne

Fischer von den Wellen ans Ufer gespült worden, ich hätte mich in die Tiefe des Meeres gestürzt, wenn mich nicht die Hoffnung, daß Anna vielleicht doch mich liebte und mehr noch — ja ich gestehe es — wenn mich nicht die Lust nach Rache an meinem Nebenbuhler, am Leben erhalten hätte. Er sollte glücklich sein, während ich mich auf öder See herumtrieb! Diese See hatte ich einst geliebt; jetzt haßte ich sie, wie ich überhaupt alles haßte, nur nicht Anna."

Jean Jacques bemerkte es bald, daß Louis Marie seine Heimkehr belauerte und er richtete sich so ein, daß er in der Nacht heimkehrte. Er ging in seiner Vorsicht so weit, den Kahn nicht an der Fischerhütte anzulegen, sondern in den Hafen zu fahren und von da aus zu Fuß nach der Fischerhütte zu wandern. Er wußte eigentlich selbst nicht, warum er so that; aber auf dem Meere hatte er so vielfache schwarze Gedanken, träumte so manche Möglichkeiten, daß es ihm zu seiner Beruhigung nöthig schien, die Fischerhütte in der Nacht zu überraschen. Es war nach Mitternacht. Sie können den Weg, den er einschlug, von hier aus verfolgen. Obwohl es ziemlich dunkel war, fürchtete er doch, auf seinem Spähergange gesehen zu werden und er verließ den Pfad, der von Le Croisic geraden Weges zur Fischerhütte führt und ging, die Ebbe benützend, am

äußersten Rande des Ufers hier um dieses kleine Vorgebirge, dann an den Dünen vorbei, dort am Eingange in den kleinen Golf, in dessen Hintergrunde Anna wohnte. Rechts hatte er das Meer, links das genug hohe Ufer und die Dünen, und so konnte er ungesehen, wie in einem Laufgraben, bis an die Hütte gelangen. Während dieses Weges wurde es ihm immer gewisser, daß er Louis Marie dort finden werde, vielleicht sogar bei Anna in der Stube. Und wenn auch nur in der Nähe der Hütte! — schon dieser Gedanke war hinreichend, ihm das Blut in den Kopf zu treiben. Was hatte er in der Nacht dort zu thun? Und wenn er nichts anderes da zu thun hätte, als ihn, Jean Jacques, zu überwachen, so reichte das schon hin. Die beiden sahen einander längst nicht mehr als Freunde an; sie betrachteten einander, wie sich zwei Bretonen betrachten, die Nebenbuhler sind. Solche zwei Bretonen, wenn sie einander begegnen, fahren beide unwillkührlich mit der rechten Hand die Seite hinab bis an die Tasche, wo das kurze breite Messer steckt. Mit der Hand an diesem Messer kam Jean Jacques an der Hütte an. Aber da war es so still; nichts war zu hören, als das Gelispel der Welle, die sich weit zurückgezogen hatte, und das leise, feine Rauschen des Nachtwindes, der durch die ausgespannten Netze zog. Jean

Jacques ging mehremale ums Haus, spähte in jeden Winkel und entdeckte nichts. Dann zog er die Schuhe von den Füßen, stieß leise ein kleines Fenster auf und stieg in das Innere der Hütte. Der Vater war abwesend in Nantes, das wußte er. Desto vorsichtiger mußte er sein, um Anna nicht zu wecken, die ihm den nächtlichen Besuch während der Abwesenheit des Vaters nicht vergeben hätte. Er wußte, was er wagte, aber er konnte nicht anders, er mußte sich beruhigen mit einem Blicke in das ruhige und unschuldsvolle Gesicht der Geliebten. Auf den Zehen schlich er an das Fenster, um die Schürze, die davor hing, abzunehmen und das Mondlicht, das ihm leuchten sollte, hereinzulassen. Dann schlich er an die Vertiefung, eine Art von Koje, in welcher ein alter, zu einem Bette eingerichteter Kahn stand, der Anna zum Lager diente. Da lag sie, fest und gesund schlummernd, und in jedem ihrer Arme lag eines ihrer kleinen Geschwister, denen sie die Mutter ersetzte. Bei diesem Anblicke fuhr Jean Jacques erschrocken zurück. Es war nicht mehr die Angst, sie zu wecken, aber es war ein heftiger Biß seines Gewissens wegen der Gedanken, deren er sich fähig wußte, sobald er von ihr entfernt war. Eilends verließ er die Hütte wieder und lief desselben Weges zurück gegen Le Croisic. Aber dort, wo die Düne sich so sehr aufhäuft und den

Weg verengt, stieß er plötzlich mit Jemand zusammen, der ihm eben so eilig entgegen kam. Er wußte im Augenblick, daß es Louis Marie war, mit dem er zusammenstieß, und wie es ihm Gewohnheit geworden war, beim bloßen Gedanken an Louis Marie nach dem Messer zu greifen, so fuhr er jetzt auch im Momente des Zusammenstoßes mit der Hand nach dem Griffe; der ganze Grimm, der ihn vorhin auf dem Wege nach der Fischerhütte erfüllte, kam verdoppelt zurück, und mit dem Rufe: Elender, gehst du hin, um ihren heiligen Schlaf zu stören? führte er den Stoß gegen seinen ehemaligen Freund.

Ach, Jean Jacques! ächzte Louis Marie, während er zusammensank.

Jean Jacques fühlte seine Hand plötzlich von einer großen Wärme übergossen. Er griff mit der andern darnach — es war Blut. Hatte er seinen Freund ermordet? Schon kniete er neben ihm im Sande und blickte in das todtenblasse Gesicht. Louis Marie lag da wie ein Todter, und dieser Anblick wischte alles weg, was er in diesen letzten Monaten gefühlt und erlebt hatte. Er sah nur noch den sterbenden Freund, die ganze alte Liebe kehrte mit der Kraft der Verzweiflung zurück. Er sprang wieder auf und eilte den

Wellen zu, um den Mörder im Ozean zu begraben. Aber vielleicht war der Freund noch nicht todt? In der That hörte er seinen Namen rufen, als ob sein Opfer zu ihm um Hilfe flehte. Er eilte wieder zurück, hob den Blutenden auf seine Arme und trug ihn laufend in seine Hütte, in dieselbe Hütte, in der sie in Elend und in Freundschaft so viele Jahre verlebt hatten.

Die Blutspuren am Ufer hatte die Fluth am andern Tag getilgt, und so war auch der Haß, war die Eifersucht zwischen den beiden Freunden, zwischen dem Kranken und seinem Wärter, getilgt. Die Wunde war nicht gefährlich und schloß sich bald unter der unausgesetzten Sorgfalt Jean Jacques' und schon nach vierzehn Tagen sah man die Beiden unzertrennlich und vertraut, wie ehemals. Nur gemeinschaftlich gingen sie noch zu Anna und sie hatten jetzt das Glück gewonnen, einer dem andern von seiner Liebe sprechen zu können. Es stand zwischen ihnen fest, daß sie es, in ihr Schicksal ergeben, abwarten wollten, welchen von Beiden Anna wählen würde. Aber wie sollte sie wählen, da sie die Liebe Beider kannte und ihre neue Freundschaft durch die Wahl wieder zu zerstören fürchtete? Sie schwieg; auch die beiden Freunde schwiegen

ihr von ihrer Liebe und so verstrich eine lange glückliche und unglückliche Zeit.

Da kam der Kaiser wieder mit seinen nicht enden wollenden Aushebungen. Die große Armee, der Feldzug nach Rußland wurde vorbereitet. Beide Freunde mußten nach Nantes zur Ziehung. Andern Tages kamen sie beide gleich traurig zurück; Jean Jacques hatte eine gute, Louis Marie eine schlechte Nummer gezogen. Eine schlechte Nummer bedeutete in jener Zeit beinahe so viel wie ein Todesurtheil. Sie kamen auf ihrem Kahne zurück und landeten, wie sie es versprochen hatten, vor der Fischerhütte. Anna stand erwartend vor der Thüre. Mit angestrengten Augen sah sie den Ankommenden entgegen und wartete nur so lange auf der Schwelle, bis sie so nahe waren, daß sie die Nummern auf ihren Hüten erkennen konnte. Dann erhob sie die Arme, schlug die Hände zusammen und eilte in die Stube zurück. Die beiden Freunde eilten ihr nach und fanden sie bewußtlos auf dem Boden liegend. Louis Marie wollte sie aufheben, aber Jean Jacques hinderte ihn daran, zog seine Hände mit sanfter Gewalt zurück und ihn selbst wieder hinaus vor die Thüre. Nun, sagte er lächelnd, obwohl mit blassem Gesichte und mit zitternder Stimme, nun bedarf es

keiner weitern Erklärung; nun wissen wir, welchen von Beiden sie liebt. Du, Louis Marie, darfst jetzt nicht fort, Du mußt bei ihr bleiben, sie heiraten und sie glücklich machen. Du mußt einen Stellvertreter haben.

Einen Stellvertreter! sagte der Andere achselzuckend, und er hatte Recht, die Achsel zu zucken. Ein Stellvertreter wurde in diesen blutigen Tagen mit Tausenden von Franken bezahlt und er hatte gerade so viel, als er als Schlossergeselle verdiente. Der Stellvertreter, sagte Jean Jacques, ist gefunden.

Wozu soll ich Ihnen, fuhr der Doktor fort, noch weiter auseinandersetzen, welch' ein Opfer Jacques dem Freunde und der Geliebten brachte — genug, er zog für ihn in den Krieg, nachdem er sich hatte versprechen lassen, daß Freund und Geliebte sich bald verheiraten und in Liebe seiner gedenken werden.

Es beginnt jetzt im Leben Jean Jacques' eine große Odyssee, die aber nicht zu unserer Geschichte gehört, eine Odyssee, wie sie damals viele Söhne Frankreichs durchzumachen hatten. Er war in Rußland und kam mit dem Leben davon; er machte die deutschen Feldzüge, die französischen, und dann die hundert Tage mit. Nach dem zweiten Sturze Napoleons verbrachte

er den Rest seiner Dienstjahre in entfernten Garnisonen. Seine acht Jahre waren um und er hätte wieder heimkehren können, aber er wußte, daß seine Liebe zu Anna dieselbe war, wie ehemals und er traute sich den Muth nicht zu, nicht die Stärke, sie in den Armen eines Andern sehen zu können. Er wußte, daß sie glücklich waren und er hatte sich geschworen, nicht heimzukehren, so lange er noch einen Funken von Liebe in seinem Herzen fühlte. Wie ein Gespenst verfolgte ihn die Erinnerung an die Zeiten, die er in Haß und Eifersucht auf offener See verbrachte; an jene Gefühle, die ihn so weit brachten, daß er eine mörderische Hand gegen seinen Freund erhob. Er war sich dessen bewußt, daß er aller dieser Gefühle noch heute fähig war, denn sie wurden in der Erinnerung eben so lebendig, wie sie es damals gewesen. Nach abgelaufener Dienstzeit war es ihm als einem Fischer von den Küsten der Bretagne leicht, in die königliche Marine aufgenommen zu werden und als Seemann machte er mehrere große Reisen in die verschiedensten und entferntesten Länder der Erde mit. Auch diese Dienstzeit war vorüber und dieselben Ursachen hielten ihn noch immer von der Heimat ferne. Wie sehr er sich sehnte, die Küsten der Bretagne wieder zu sehen, die er vor so langer,

langer Zeit verlassen, dennoch zog er es vor, mit der Besatzung am Senegal zu bleiben, wo Frankreich, das so viele Kolonien verloren hatte, sich zu befestigen und eine neue Kolonie in Blüthe zu bringen suchte.

So waren seit seiner Trennung von dem Freund und der Geliebten über zwanzig Jahre verstrichen. In Frankreich hatte sich indessen viel geändert; die Bourbonen waren verjagt und der Krieg gegen Algier wurde von der neuen Regierung mit Kraft fortgesetzt. Jean Jacques war noch immer Soldat und wünschte an diesem Kriege gegen die Barbaresken theilzunehmen. Er erhielt die Erlaubniß, kam nach Algier und schlug sich tapfer in verschiedenen Gefechten. Dort aber erhielt er die Nachricht von dem Tode Anna's und von dem Trübsinn, in welchen Louis Marie seit ihrem Tode versunken war. Wie ihn diese Nachricht erschütterte, darüber sagte mir Jean Jacques kein Wort. Er ist nicht der Mann, um über dergleichen zu sprechen. Aber er nahm seinen Abschied und eilte nach Le Croisic zurück.

Er fand Louis Marie nicht mehr im Orte. Die neue Einrichtung des Leuchtthurmes hatte es nothwendig gemacht, dem einen Wächter einen Mechaniker

oder Schlosser beizugeben, der die nothwendigen Verbesserungen sogleich vornehmen könne. Louis Marie war gleich bereit, sich in die Einsamkeit des Leuchtthurmes zurückzuziehen und er bekam diese Stelle sehr leicht, da er nicht einen einzigen Mitbewerber hatte. Welcher Arbeiter, der sich auf dem Festlande ehrlich ernähren kann, wird sich freiwillig in diese schreckliche Gefangenschaft begeben? Aber Louis Marie hatte auf dem Festlande nichts mehr zu suchen; denn dieses hatte für ihn nur noch ein Grab, das sein Weib und ein Kind umschloß. Jean Jacques kam mit dem Grade eines Sergeant-Major zurück, außerdem mit einem Orden und den ehrendsten Zeugnissen. So ausgestattet hatte er die Wahl unter den besten Stellen, die man alten und verdienten Soldaten aufbewahrt. Auch bewarb er sich sofort um eine derselben in Nantes, um eine sorgenlose einträgliche und ruhige Stelle, die ihm auch sogleich gewährt wurde. Aber einmal im Besitze derselben, bot er dem Leuchtthurmwächter, dem Gefährten Louis Marie's, ebenfalls einem alten Soldaten, einen Tausch an, den dieser natürlich anzunehmen sich beeilte. Jean Jacques bezog also den Leuchtthurm, um seinem alten Freunde Gesellschaft zu leisten und da sitzen nun die beiden alten Knaben seit zwanzig Jahren.

Fragen Sie mich nun, wie die Beiden die unendlich

lange Zeit da verbringen, so ist die Antwort einfach diese: Louis Marie erzählt von seinem gestorbenen Glücke und Jean Jacques hört zu — so treiben sie es seit zwanzig Jahren und werden dieses Treibens nicht müde und empfinden die Last der Einsamkeit nicht im Geringsten. So haben sich beide noch so viel des Glückes gerettet, als sie zu empfinden im Stande sind, als sie beide überhaupt noch wünschen.

Nein.

Der österreichische Regierungsrath Joseph v. Wipplingen war ein dunkler Ehrenmann, der mit den Kämpfen und Schwierigkeiten des Beamtenlebens auf so anständige Weise als möglich fertig zu werden suchte. Er war rechtschaffen genug, um aus seinem Amte nicht mehr herausschlagen zu wollen, als den gesetzlichen Gehalt, und hatte doch eine Familie von sechs Kindern zu ernähren — abgesehen davon, daß er der Würde seiner Stellung und den Konvenienzen manches kostspielige Opfer bringen mußte. So legte er sich denn von jeher auf eine anstandsvolle Sparsamkeit, nicht um einen Nothpfenning zu erübrigen, sondern um im gegebenen Falle bei der Versorgung seiner Kinder irgendwie, und sei es mit noch so Wenigem, beispringen zu können, und er leistete das Unglaubliche. Nach einer dreißigjährigen Beamtenlaufbahn hatte er an zwanzig Tausend Gulden zurückgelegt, welche in Verbindung

mit den dreißig Tausend, die ihm seine verstorbene Selige zugebracht, das schöne Sümmchen von fünfzig Tausend Gulden Konventionsmünze ausmachten. In seinem Sparsamkeitssystem, in Aufrechthaltung eines anstandsvollen äußeren Scheines, wie in Erziehung seiner Kinder wurde er durch seine älteste Tochter Therese, ein kaum neunzehnjähriges Mädchen, aufs Kräftigste unterstützt. Sie ersetzte den jüngern Geschwistern die nunmehr seit vier Jahren verstorbene Mutter; sie ersparte viel Unterrichtshonorar, indem sie ihr schönes, halb mit natürlicher Wißbegierde, halb mit vollem Bewußtsein aus Rücksicht für die jüngern Geschwister erworbenes, reiches Wissen zur Belehrung derselben benützte; sie endlich leitete den ganzen Haushalt so, daß er, bei aller Einschränkung, diese nicht fühlbar machte und sich mit Ehren vor der Welt sehen lassen konnte. Es war ein vortreffliches Mädchen und die entfernte Wohnung in der Reißnergasse, einer unvollendeten Straße der Vorstadt Landstraße, die eben aus ökonomischen Rücksichten gewählt worden, war kein Scheffel ihres Lichtes. Man kannte sie und ihre Vorzüge in der Residenz, besonders in der höhern Beamtenwelt, zu der sie gehörte. Freilich trug zu diesem rühmlichen Bekanntwerden die schöne Hülle ihrer Tugenden viel bei, denn bei Therese hielten die äußeren Vorzüge

den inneren das Gleichgewicht; sie war eben so schön, als sie ein vortrefflicher Charakter war. Eine fortwährende ernste Beschäftigung, ein inhaltsvolles Leben, Sorgen und Arbeit ließen jene Eitelkeit nicht aufkommen, die der Schönheit mehr schadet, als sie ins Licht stellt, und gaben ihrem Auftreten eine gewisse Ruhe und Würde, die demjenigen, dem sie gefiel, auch zugleich jene Bürgschaft und Beruhigung für die Zukunft bot, die man einer Schönheit gegenüber immer zu haben wünscht.

Es ist natürlich, daß Theresens Werth in der Familie und im Kreise der intimsten Freunde, die ihr Wirken und Entsagen mit ansahen, zuerst gewürdigt wurde. Nächst ihrem Vater, der sie wahrhaft hochschätzte, sie wie ein dankbarer Freund behandelte, sie gewähren ließ und bei jeder wichtigen Familienangelegenheit zu Rathe zog, war es ein junger Ingenieur Namens Edmund Siebold, der sich von aufrichtigster Verehrung zu ihr hingezogen und von ihr entfernt fühlte. Edmund stand ehemals unter der Vormundschaft des Regierungsraths und wurde im Hause wie ein naher Anverwandter behandelt. Je weniger Geheimnisse man vor ihm hatte, desto mehr war er im Stande, Therese zu beurtheilen, und alles Lob, das man ihr spendete, zwang ihm nur ein Lächeln ab, das

so viel sagen wollte, als: Wenn Ihr sie erst kennen würdet wie ich! Edmund war kaum fünfundzwanzig Jahre alt und es war natürlich, daß sich die anziehende und entfernende Verehrung, ehe er sich dessen versah, in Liebe verwandelte. Diese Entdeckung machte ihn beinahe unglücklich. Er war arm; die kleine Erbschaft, die ihm seine Eltern hinterlassen, war auf die praktische Erziehung, die ihm Herr v. Wipplingen hatte geben lassen, verwendet worden, und er konnte Theresen nicht das Loos bieten, das sie verdiente; und wenn er es gekonnt hätte — seine Bescheidenheit sagte ihm, daß er ein solches Weib nicht verdiene; daß ihre Hand von einem gerechten Schicksal einem ganz anderen Manne, einem mit ganz anderen Glücks- und Geistesgaben ausgestatteten Glücklichen aufbewahrt sein müsse. Er schwieg, und weder er noch irgend Jemand aus der nächsten Umgebung Theresens hätte sagen können, ob sie seine Neigung jemals errathen habe oder nicht.

Indessen wurde Therese, wie sich zeigte, auch bald in weiteren Kreisen anerkannt. Mit Genugthuung bemerkten ihre Freunde, mit Neid verheirathungslustige Mütter, welche Töchter zu vergeben hatten, aber Niemand mit Verwunderung, daß Baron Oskar v. Bäumen Theresen überall auszeichnete, und bald erfuhr man, daß er sich, nachdem er sie auf mehreren Soiréen ge-

sehen und gesprochen, dem Regierungsrath vorstellen und in sein Haus einführen ließ. Oskar v. Bäumen war eine der glänzendsten Partieen dieser ganzen höheren Beamtenwelt. Er war ein hübscher Mann, von feiner Bildung, ausgezeichneten weltmännischen Manieren, erfreute sich des Rufes der besten und geordnetsten Lebensweise, war bei seinen Vorgesetzten bis zum Minister hinauf sehr angesehen und stammte aus einer adeligen Familie, in der seit Generationen die glänzendsten Laufbahnen gewissermaßen erblich waren. Letzteres war natürlich, da jeder junge Mann dieser Familie, der seine Laufbahn begonnen, schon einen Vater, etwelche Onkels und, was mehr ist, verschiedene Tanten in jenen Regionen vorfand, in welchen Aemter und Gnaden ausgetheilt werden. Es war übrigens eine Ueberlieferung, daß jeder Bäumen, bevor er sein Dienstjubiläum feiert, es wenigstens zum Staatsrath gebracht haben müsse, und der junge Bäumen, der noch als unbesoldeter, überzähliger Praktikant im Bureau saß, wurde selbst von seinen Vorgesetzten, der Zeit, die bald kommen mußte, vorgreifend, so behandelt und betrachtet, als ob er sie im Avancement bereits überholt hätte. Bei Oskar v. Bäumen kam noch das hinzu, daß er von seiner Mutter ein schönes Vermögen besaß und daß er der bestimmte Erbe einer

reichen Tante war, die ihn mit Stolz ihren Neffen nannte.

Kein Wunder, daß Therese glücklich geschätzt wurde, als dieser junge Mann mit den schönsten Aussichten sich um sie zu bewerben begann. Der alte Regierungsrath schwelgte in der Freude, seine Tochter so anerkannt, ihr bisheriges mühe- und entsagungsvolles Leben so gekrönt zu sehen, und nebenbei noch in dem Gedanken, daß durch eine solche Verbindung auch für seine andern Kindern gesorgt sei. Therese freute sich an der Freude ihres Vaters, die dieser nicht verhehlen konnte; die Liebe eines jungen Mannes, den alle Welt lobte, ja bewunderte, that ihr wohl; sie war ihm in ihrer Bescheidenheit dankbar, und da sich bei ihr jedes Gefühl stark ausdrückte, zweifelte sie auch keinen Augenblick, daß diese Dankbarkeit Liebe sei. Nur Einer wurde in seinem Innern immer trauriger, je lauter er seine Freude über Theresens Glück äußerte. Am Tage, da sich Therese mit dem Baron Oskar v. Bäumen verlobte, kündigte Edmund der Familie an, daß er die Ingenieurstelle die sich ihm bei einer englisch-mexikanischen Gesellschaft angeboten, angenommen und daß er in den nächsten Tagen nach Mexiko abgehen werde. Dieses that er auch, nicht ohne ein, mit einem Theile des vorausbezahlten Reisegeldes gekauftes schönes

Hochzeitsgeschenk für Therese zurückgelassen zu haben. Umsonst hatte ihm der Regierungsrath vorgestellt, daß es jetzt überflüssig geworden, sein Glück in der Ferne, von den Freunden getrennt, jenseits des Ozeans zu suchen, da er mit der Protektion der Familie Bäumen nun auch daheim seinen Weg machen könnte — er lächelte, schüttelte verneinend den Kopf und reiste ab.

Am Verlobungstage selbst, nachdem die ersten Stunden freudigsten Rausches vorüber waren, zog der Regierungsrath seinen künftigen Eidam aus dem Kreise der vielen versammelten, beiderseitigen Anverwandten von der Seite seiner Braut und führte ihn sanft am Arme hinter einen Fenstervorhang. Nachdem er ihn noch einmal umarmt und ihn seinen lieben Schwiegersohn genannt, sagte er lächelnd: „Nun müssen Sie mir, lieber Oskar, auch erlauben, Ihnen von etwas Positivem, Prosaischem zu sprechen, auf die Gefahr hin, daß Ihnen dadurch die Feier dieses Tages und die Reinheit Ihres Gefühles in etwas entweiht schiene. Aber wir leben ja einmal in einer irdischen Welt und das Irdische muß berücksichtigt werden. Glauben Sie nicht, lieber Oskar, daß ich Ihnen da ein ganz mittelloses Mädchen ohne alle Mitgift gebe. Freilich kann ich Ihnen leider nicht eine Summe nennen, die im Verhältniß zu den Ansprüchen stände, die Sie zu machen

berechtigt sind, aber etwas habe ich denn, Gottlob, doch erspart, und meine Therese bekommt zwanzig Tausend Gulden mit, zwanzig Tausend Gulden Konventionsmünze, in guten, zinstragenden Papieren, die in meinem Sekretär bereit liegen.“ —

Oskar drückte die Hand, welche die seine hielt, schien aber der Mittheilung des Regierungsrathes keine große Aufmerksamkeit zu schenken; er sah während der Rede am Vorhange vorbei immer auf seine schöne Braut und kehrte auch, ohne weiter ein Wort zu sagen, nachdem er den Schwiegervater noch einmal angelächelt, zu dieser zurück. Dem Regierungsrath war es zwar im Grunde lieb, den Bräutigam so verliebt und für die Geldangelegenheit so theilnahmlos zu finden, indessen hätte er doch gewünscht, ihn etwas länger dabei verweilen und die Mitgift mit einem Worte gewürdigt zu sehen. Ihm waren zwanzig Tausend Gulden eine große Summe und es hatte ihn keinen geringen Entschluß gekostet, einem seiner sechs Kinder einen so großen, unverhältnißmäßigen Theil seines Vermögens mitzugeben. Er mußte sich alle Verdienste Theresens um ihn und um ihre jüngeren Geschwister vergegenwärtigen und er mußte sich sagen, daß die Verbindung mit der Familie v. Bäumen den andern Kindern ein Vermögen ersetze, ehe er sich entschloß, diese zu Gunsten

der ältesten Schwester so sehr zu übervortheilen, ja zu berauben. Das Opfer, das er an Geld und Selbstüberwindung brachte, hätte er gerne ein wenig anerkannt gesehen. Aber vielleicht, so tröstete er sich, war dieses doch der Fall. Oskar war etwas verschlossen, kein Mann von vielen Worten, und der Regierungsrath beredete sich, daß der Händedruck, mit dem er von ihm Abschied nahm, um zu Theresen zurückzukehren, Alles ausdrückte, was er gesagt wünschte.

Für Therese begann mit ihrer Verlobung eine außerordentlich bewegte Zeit. Zuerst hatte sie mit ihrem Bräutigam bei seinen zahllosen Verwandten, bei den intimsten Freunden und bei seinen Vorgesetzten Besuche abzustatten. Dieses gethan, hatte sie eben so viele Besuche zu empfangen. Dann folgte Einladung auf Einladung, zu Diners, zu Soiréen, zu ländlichen Festen, die man dem Brautpaare zu Ehren gab. Jeder Anverwandte wollte es bei sich gesehen haben und viele Bekannte wollten sich der Freundschaft des künftigen Ehepaares versichern; besonders zuvorkommend war man überall gegen die Braut, denn Niemand zweifelte, daß dieses praktische, verständige und dabei so schöne Mädchen eine sehr einflußreiche Frau geben werde. Therese ließ sich mit Glück und Behagen in diesem Freudenstrome schwimmen und fortreißen. Die Zuvor-

kommenheit, die Liebe, mit der man ihr überall entgegenkam, beleuchtete ihr die Welt mit den schönsten Lichtern, und nicht nur der Bräutigam, Jedermann bemerkte, daß sie in diesem Leben von Tag zu Tage schöner wurde. Das stille Zusammensein von Braut und Bräutigam, das sie sich in ihren Mädchenträumen so schön ausgemalt hatte, fehlte freilich, aber das lärmende Glück ließ die Erinnerung an diese Träume kaum aufkommen und wenn sie manchmal doch auftauchte, ergab sie sich in die Nothwendigkeit und schob die Verwirklichung jener Wünsche, wie das mit Idealen meistens geht, in die ersten Wochen ihrer Ehe. Manchmal mußte sie sich auch gestehen, daß sie ihren Verlobten nicht so genau kannte, wie sie ihren künftigen Mann zu kennen wünschte, und das beunruhigte sie. Aber sie machte sich Vorwürfe darüber, sie kam sich undankbar und hypochondrisch vor: die ganze Welt legte ja das günstigste Zeugniß für ihn ab, war seines Lobes voll, und sie wußte Hunderte von Mädchen, die ihn geheirathet haben würden, ohne je ein Wort mit ihm gesprochen zu haben. Wie süß wird es sein, welche schöne Momente sind ihr noch vorbehalten, wenn sie in der Ehe eine gute Eigenschaft nach der andern an ihm entdeckt!

Sie war zu entschuldigen, daß ihr bei solchem

Leben und solchen inneren Vorgängen manche Einzelnheiten in ihrer nächsten Umgebung entgingen, für die sie sonst das schärfste Auge gehabt haben würde. So bemerkte sie nicht, daß ihr Vater, der Regierungsrath, indessen manchen schweren Moment durchzumachen hatte. Den guten Mann hatte es schon einen harten Kampf gekostet, als er sich zu einer Mitgift von zwanzig Tausend Gulden entschloß; nunmehr lernte er noch die glänzende, innere Einrichtung und den Luxus der Frauen in der Familie Bäumen kennen und er sah ein, daß die Ausstattung Thereseus, wenn sie in diese Familie ohne Demüthigung eintreten sollte, wenigstens in einem annähernden Verhältnisse zu deren Lebensweise stehen müsse. Seine Schwester, eine ältere Wittwe, hatte ihn auf diesen Umstand aufmerksam gemacht und er übergab ihr mit einigem Seufzen eine schöne Summe, die sie hinter dem Rücken Thereseus zu dem bestimmten Zwecke verwenden sollte, da er wußte, daß sich diese einer solchen Ausgabe widersetzen würde und er sie doch für nothwendig hielt. Das Geld war für Kleider, Mäntel, Hüte, Spitzen, bald verausgabt, da die Tante der Ehre ihres Hauses es schuldig zu sein glaubte, vor Allem für den Luxus zu sorgen, und so war der Regierungsrath gezwungen, eine zweite Summe zur Anschaffung des Nothwendigsten beizubringen; dieser

zweiten Summe mußte noch ein kleiner Zuschuß folgen, da die Tante dutzendweise einkaufte, und es ihr unmöglich war, über die festgestellte Grenze nicht hinauszugehen. Nach diesem hatte sie noch mancherlei Gedanken, deren Ausführung sie für unbedingt nothwendig, für geboten hielt, aber dießmal war der Regierungsrath unerbittlich; ja er hatte Charakterstärke genug, Waaren, die ihm auf Anstiften der Tante, mit und ohne quittirte Rechnungen ins Haus geschickt wurden, unbarmherzig zurückzuweisen. Er hatte seine Rechnung gemacht; er sah sich von der Tante mit der Ausstattung tief ins vierte Tausend hinein fortgerissen.

Aber auch Oskar hatte Tanten, meist reiche Frauen, welche die Bezugsquellen für weiblichen Staat genau kannten und erstaunlich oft „Gelegenheiten“ fanden, kostbare Artikel so „billig“ einzukaufen, daß es Sünde gewesen wäre, diese Gelegenheiten unbenützt zu lassen. Sie hielten es für Pflicht, solche „Gelegenheiten“ für den armen Regierungsrath, der auf dergleichen nicht viel verwenden konnte, zu benützen, und für ihn einzukaufen, oder ihm die „Gelegenheiten“ ins Haus zu schicken, zugleich mit der Versicherung, daß man ihm hier einen Dienst leiste und daß eine Dame in einer Stellung, wie sie Therese einzunehmen bestimmt sei, ohne diese Pelerine, eine solche Mantille, solche Spitzen-

fragen, solches Collier, unmöglich bestehen könne. Den Damen der Familie Bäumen gegenüber, war er voll falscher Scham; er fürchtete als Knauser zu erscheinen, und sie durch Abweisung ihrer Gefälligkeit gegen seine Tochter einzunehmen; er dankte für so viel Mühe und Sorgfalt, nahm das Ueberschickte an, bezahlte und sah bald, daß die Kosten der Ausstattung weit mehr betrugen, als ein Vierttheil der Mitgift. Endlich blieben noch die Kosten der Hochzeit, die, obwohl nicht glänzend, doch bei der zahlreichen beiderseitigen Familie, die geladen wurde, sehr kostspielig ausfallen mußte.

Der bestimmte Tag rückte bei den vielfachen Beschäftigungen und bei dem Leben voller Feste so rasch heran, daß man kaum zur Besinnung kommen konnte. Plötzlich war man am Vorabend des Hochzeitstages.

Therese, als Braut und Hausfrau zugleich, hatte an diesem Tage so viel zu thun, daß sie ihrem Verlobten, der auch heute, wie jeden andern Tag, zum Besuche kam, im Vorzimmer kaum die Hand drücken konnte und ihn sofort mit sanfter Gewalt in das „Sitzzimmer,“ wie man in Wien sagt, drückte und ihn bat, daselbst ruhig zu sitzen und abzuwarten, ob sie vielleicht fünf Minuten für ihn finden werde. Oskar fragte, ob der Vater zu Hause sei, er habe Wichtiges mit ihm zu sprechen.

„Was ist es?“ fragte Therese, „darf ich es wissen?“

„Nein, mein Engel, es gibt Dinge, die nur zwischen Männern abzumachen sind und mit denen man das zarte weibliche Gemüth nicht behelligen soll.“

Oskar sagte diese Worte mit einem Lächeln und streichelte ihr dabei die Scheitel mit einer kalten Zärtlichkeit, daß ihr das Blut in den Adern stockte und sie plötzlich ein ungewohntes, unregelmäßiges Herzklopfen verspürte. Sie wußte nicht, warum? Aber sie fühlte sich mit einem Male in einer kühlen Atmosphäre, die sie schon manchmal aus den Worten, dem Lächeln, dem zurückhaltenden Benehmen Oskars angeweht hatte. Sie wollte nicht weiter darüber grübeln — war es nicht auch zu spät? Wie um sich selbst zu beruhigen, küßte sie ihren Bräutigam, führte ihn an die Thüre ihres Vaters und ging wieder an die Arbeit.

Der Regierungsrath trat seinem Schwiegersohn mit dem gewohnten freundlichen Gesicht entgegen. Alle seine Sorgen waren dahin, alle seine Opfer waren vergessen, wenn er den jungen Mann sah, der seine Tochter glücklich zu machen und die anderen Kinder in seinen mächtigen Schutz zu nehmen bestimmt war. Indessen bemerkte er doch bald, daß sich Oskar mit mehr als gewohnter Förmlichkeit hinsetzte und daß sich in dem Benehmen des frühreifen, sonst so sehr ge=

wandten jungen Weltmannes eine gewisse Befangenheit ausdrückte.

„Was ist Ihnen, Oskar?“ fragte er theilnehmend, „es ist mir, als ob Sie etwas drückte.“

„Drückte?“ wiederholte Oskar, indem er in den Hut sah, den er in der Hand behalten. „Nein! — doch, ja —“

„Sprechen Sie!“ munterte der Regierungsrath auf, „was ist es? Ich hoffe Ihr Vertrauen so weit zu verdienen, daß Sie an einem Tage, der —“

„O!“ fiel ihm Oskar ins Wort, als ob er sagen wollte, daß sich Alles, was der Regierungsrath von Vertrauen und dergleichen sprechen wollte, von selbst verstehe. „O, davon ist nicht die Rede, aber es handelt sich um einen so zarten Gegenstand, daß Mißverständniß, Verkennung, falsche Auslegung beinahe unvermeidlich — Worte können so leicht mißdeutet werden — es ist so schwer für manche Dinge das rechte Wort —“

„Darüber,“ erwiderte der Regierungsrath verbindlich, „darüber bin ich bei Ihnen unbesorgt.“

Oskar blieb ernst und sagte: „Wenn ich sprechen soll, so bitte ich vor Allem um Ihr Wort, daß Sie mich nicht verkennen wollen — Sie würden mir das größte Unrecht thun, wenn Sie mich nach dem äußern

Schein und gewissen hergebrachten Moralsätzen beurtheilen wollten, gewiß, das größte Unrecht — ich spräche dann lieber nicht und ließe Alles beim Alten."

„Sie machen mich immer begieriger und, ich gestehe es, unruhig. Sprechen Sie," bat der alte Mann, „und ohne Scheu — ich werde Sie gewiß nicht verkennen."

„Vergessen Sie nicht, lieber Schwiegerpapa, daß Sie mich ermuthigen und daß ich lieber geschwiegen hätte."

Der Baron sah wieder in den Hut, dann hob er den Kopf und sagte: „Sie wissen, lieber Schwiegerpapa, daß ich mit meiner Zukunft zum größten Theil von meiner alten Tante, der Staatsräthin Frau von Wiedersbach, abhänge. Sie liebt mich, sie macht mich zu ihrem Universalerben — es ist eine gute, vortreffliche Frau, aber sie hat so ihre Grillen; zu diesen gehört auch, daß sie von mir eine sehr große Idee hat, daß ich ihr immer nicht genug anerkannt werde, daß sie immer fürchtet, mich in Zukunft nicht genug hochgeschätzt zu sehen."

„Das sind tantliche Grillen, die man vergeben muß," begütigte der Regierungsrath, da Oskar seine Stirne in Falten legte.

„Ja wohl," bestätigte dieser, „mir aber bereiten

sie manche Unannehmlichkeit, manche Verlegenheit, wie z. B. im jetzigen Augenblicke, am Vorabende meines Glückes."

„Wie so? womit?" fragte Herr von Wipplingen.

Anstatt eine direkte Antwort zu geben, fuhr sich Oskar über die Stirne und fragte zurück: „Haben Sie mir, lieber Schwiegerpapa, haben Sie mir an meinem Verlobungstage nicht von einer Mitgift gesprochen?"

„Ganz wohl," antwortete der Regierungsrath wo möglich noch aufmerksamer als bisher, „ich sagte Ihnen, daß ich meiner Tochter eine Mitgift von zwanzig Tausend Gulden zugedacht habe."

„Es war mir so," versicherte Oskar; „obwohl ich damals nur mit halbem Ohre hörte, was Sie mir zu sagen die Güte hatten, so war es mir doch, als hätten Sie diese Zahl ausgesprochen, und diese Summe nannte ich auch meiner Tante."

„Nun? — und —?" fragte der Regierungsrath gespannt.

„Es war erst gestern," fuhr Oskar fort und fügte lächelnd hinzu: „Sie können nicht glauben, wie entrüstet, wie empört, ja, um die ganze Wahrheit zu sagen, wie wüthend die gute Frau wurde."

„Wüthend?" worüber? gegen wen?"

„Gegen mich, Gegen Sie, gegen Theresen, gegen

die ganze Welt. Sie sah in dieser Mitgift eine Beleidigung gegen mich, gegen die ganze Familie, eine Verkennung meines Werthes, meines Namens, meiner Stellung — ich sagte Ihnen ja, es ist eine ihrer Grillen, die leider nicht auszurotten sind und unter denen ich am Meisten zu leiden habe. Sie zählte alle reichen Erbinnen her, die ich hätte heirathen können und die Summen, die sie mir mitgebracht hätten, und sie schloß mit der Drohung, die Tante, daß sie mich künftig für nichts achten wolle, daß sie mich gewiß enterbe und meiner Karrière alle möglichen Hindernisse in den Weg stellen wolle, wenn ich mir diesen „Affront" gefallen lasse."

„Affront! Affront!" wiederholte der Regierungsrath, indem er vom Stuhle aufsprang, „von einem Affront wäre nicht die Rede, wenn der erste Mann im Staate ein Mädchen wie meine Therese aus dem Gassenstaube auflesen würde."

„Das ungefähr," versicherte der junge Baron, „habe ich ihr, wenn auch nicht mit denselben Worten, doch dem Sinne nach auch erwidert."

„Das hoffe ich!" sagte der Regierungsrath, indem er vor Oskar stehen blieb, fest und stolz. „Und sie?" fragte er dann, „was sagte sie darauf, die Tante?"

„Sie blieb bei ihrem Ausspruch und betheuerte, daß sie keine Macht der Welt davon abbringen solle."

„Und Sie, Oskar," sagte der Regierungsrath, „haben ihr darauf ihre Erbschaft vor die Füße geworfen, Sie haben ihr gesagt, daß Ihnen Theresens Liebe mehr werth sei, als alle Erbschaften, daß ein Mann von Ehre ein Mädchen, das er bereits aller Welt als seine Braut vorgestellt, das er morgen heirathen soll, nicht aus Rücksicht auf —"

„Seien Sie gewiß, Herr Regierungsrath," fiel ihm hier Oskar ins Wort, „ich weiß es, was ich in diesem Falle zu sagen und zu thun habe — aber bedenken Sie, Herr Regierungsrath, ich hätte hier durch mein Thun und Sprechen nicht mein alleiniges Schicksal entschieden. Ich hänge von der Tante ab, von mir aber hängt das Schicksal mehrerer Geschwister und armer Anverwandten ab — o, Sie ahnen nicht, was ich seit gestern litt, was ich noch leide, wie ich von Allen bestürmt, gedrängt, mit Vorwürfen überhäuft wurde —"

„Wo hinaus wollen Sie?" fragte der Regierungsrath kurz.

„Nach einer schlaflosen Nacht beschloß ich, Sie zu bitten — die Tante ging endlich auf meine Vorstellungen ein und versprach, sich dabei zu beruhigen, wenn

ich es bei Ihnen durchsetze — die Tante meint, Sie sollten die Mitgift verdoppeln, sonst dürfe und könne aus dieser Verbindung nichts werden."

„Nimmermehr!" rief Herr von Wipplingen entschieden.

„Sie sagten?" fragte Oskar.

„Ich sage, daß dieß nie der Fall sein wird! Ich wäre ein Räuber, ein Dieb an meinen andern Kindern."

Oskar erhob sich. „Sie sehen ein," sagte er, während er den obersten Knopf seines Ueberrocks zuknöpfte, „daß ich meines eigenen Glückes wegen nicht das Schicksal meiner Geschwister aufs Spiel setzen darf — es ist auch die Frage, ob ein Mann das Recht hat, sich eine Laufbahn verderben zu lassen, auf der er Gutes stiften, seinem Fürsten und seinen Mitbürgern nützlich sein könnte. — Ich bedaure — ich muß dieses Opfer bringen — ich wäre mit Theresen gewiß glücklich gewesen."

So sprechend stand Oskar schon an der Thüre und hielt die Klinke in der Hand.

Der Regierungsrath sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Warten Sie, bleiben Sie!" rief er ängstlich, „lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen, zu überlegen. Es ist entsetzlich!" Ich verstehe noch nicht —"

Oskar wartete, blieb aber an der Thüre stehen. Der Regierungsrath lief indessen in der Stube nach allen Richtungen auf und nieder und wischte sich fortwährend den Angstschweiß von der Stirne. Nur einzelne Worte kamen stoßweise über seine Lippen, wie: „Entsetzlich — armes Kind! — Es ist infam!" — die verriethen, was in ihm vorging, die aber Oskar nicht zu hören schien, oder, da sie mehr gemurmelt als gesprochen waren, wirklich nicht hörte oder nicht hören konnte. Zuletzt sank er in seinen Arbeitsstuhl und ließ, müde und aufgegeben, das arme graue Haupt auf die Brust sinken. Eine Verbindung, die durch Monate sein ganzes Glück gemacht hatte, sollte nun zu nichte werden! Wie sollte er sich von all den schönen Plänen, die er daran geknüpft hatte, trennen und sich an den neuen Gedanken gewöhnen? Seine arme Tochter sein geliebtes Kind war vor den Augen der Welt bloßgestellt; die Leute, die immer für die Glücklichen und Mächtigen Partei nehmen — besonders in dieser Schichte der Gesellschaft — die Neidischen, die bisher geschwiegen, werden das ganze Ereigniß, zu Gunsten des Barons, zum Schaden Thereseus deuten. Er sah sie verleumdet, ihren guten Ruf in Gefahr, ihre ganze Zukunft verdorben, zu Grunde gerichtet. Ist er nicht verpflichtet, Alles zu thun, um

ein solches Unglück von dem theuren Haupte abzuwenden? Freilich müssen dann seine andern Kinder Opfer bringen, aber hat Therese diese Opfer nicht verdient mit der eigenen Aufopferung ihrer Jugend, die sie in Mühe und Arbeit für die Geschwister verbrachte? Er war gewiß, daß, wenn er die Kinder befragte, sie alle freudig zustimmen und ihre Zustimmung auch später als mündige Menschen, bestätigen würden. Und dann — Therese als Frau von Bäumen wird ihnen von größerem Nutzen sein, als es einige Tausend Gulden sein könnten — er legte das Geld nur auf reiche Zinsen. Auch war er ja noch rüstig und konnte wenigstens einen großen Theil des Hingegebenen aufs Neue zusammensparen. Es drängten sich ihm freilich noch andere Gedanken herbei, aber diese, wie manchen inneren Einspruch, wollte er nicht aufkommen lassen — es war ja keine Zeit zu verlieren. Oskar stand noch immer an der Thüre.

Er sprang auf, eilte an den Sekretär, zog eine Schublade heraus und sagte hastig: „Hier, Herr von Bäumen, sind die zwanzig Tausend Gulden, die, wie Sie sehen, schon bereit waren — hier ist der Rest, ungefähr eben so viel, eher etwas mehr, als weniger. Nehmen Sie, seien Sie glücklich und beruhigen Sie die Tante."

„Lieber Herr Schwiegerpapa,“ stotterte Oskar, „so war es nicht gemeint, — es hat ja nicht solche Eile.“

„Nehmen Sie, nehmen Sie,“ sagte der Regierungsrath dringend und schob ihm die Pakete mit zitternden Händen in die Brust, „nehmen Sie, ich könnte es sonst bereuen und ich möchte es nicht gerne bereuen.“

„Ich hoffe,“ sagte Oskar wieder, „daß Sie, was mich persönlich betrifft, keine Mißdeutung meines Benehmens —“

„Nein, nein — gewiß nicht — seien Sie ruhig,“ sagte der Regierungsrath zitternd, „aber ich bitte, lassen Sie mich allein — ich muß ein wenig ausruhen.“

Oskar ging. Er eilte durch die Stuben, als hätte er den Ausgang der Wohnung gewinnen wollen, ohne von Jemand gesehen zu werden. Aber Therese erwartete ihn im Vorzimmer. Sie war blaß; ihre Unterlippe zitterte. Sie stürzte ihm entgegen und fragte: „Um des Himmels willen, Oskar, was geht vor? Seit einer Viertelstunde erwarte ich Dich hier und fühle mich wie gefoltert.“

„Wie thöricht, mein Engel,“ sagte Oskar, „nichts geht vor, gar nichts! Wie kommst Du nur darauf, daß zwischen mir und Deinem Vater etwas vorgehe, was Dich beunruhigen könnte?“

„Dein Benehmen, als Du kamst,“ stammelte The-

rese, und gab sich Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten, „Deine räthselhaften Worte — dann hörte ich den Vater lauter sprechen, als er sonst zu thun pflegt — ich weiß nicht, was ich Alles fürchtete. Es war also gewiß nichts?"

„Ich sage Dir nur, was ich dir vorhin sagte: man muß Frauen mit Geldangelegenheiten nicht in unser irdisches Dasein herabziehen."

„Geldangelegenheiten?" rief Therese, „davon hast Du vorhin nicht gesprochen."

„Nicht?" fragte Oskar verlegen, „nun, ich meinte Geldangelegenheiten" — und gefaßter fügte er hinzu: „Sieh mein Kind, es ist jetzt meine Pflicht, Deine Interessen wahrzunehmen und das habe ich gethan. Das ist Alles."

„Meine Interessen wahrnehmen bei meinem Vater? Gegen meinen Vater?" fragte Therese erstaunt, fuhr sich mit der Hand gegen das Herz und zog die Augenbrauen forschend und drohend zusammen.

Oskar erschrack. Es war ihm, als müßte er sie versöhnen; er schlang seinen Arm um ihren Nacken und zog sie ans Herz. Sie fühlte eine volle Brusttasche, in der Papiere knitterten, und blieb wie vernichtet mit dem Kopfe darauf liegen. Oskar drückte sie noch einmal an sich, küßte sie auf die Stirne, bat

sie, für morgen doch ja Alles schön vorzubereiten und eilte davon.

Er war noch nicht auf der Treppe, als Therese schon vor der Stube ihres Vaters stand. Sie wußte selbst nicht, wie sie durch die drei Stuben über den Gang dahin gelangt war. Aber vor der Thüre kam sie wieder zur Besinnung: sie strich sich zweimal über das ganze Gesicht, lächelte und zwang sich zu einem Ausdrucke vollkommenster Ruhe. Dann trat sie ein.

Sie fand ihren Vater, wie er eben seinen Ueberrock anziehen wollte; aber sein Arm zitterte so sehr, daß er das Aermelloch nicht finden konnte. Auch wandte er sich von ihr ab, als sie ins Zimmer getreten war. Sie half ihm den Rock anziehen und sah ihn dabei von der Seite an. Es war ihr, als wäre er um zehn Jahre älter geworden.

„Gehst Du aus, Papa?“ fragte sie eilig.

„Ja, mein Kind, ich will ein wenig frische Luft schöpfen,“ antwortete er mit zitternder Stimme und ging von ihr fort, um seinen Stock in einem Winkel zu suchen, wo er niemals zu stehen pflegte. „Wo mag nur der Stock hingekommen sein?“ fragte er verdrießlich.

„Hier, Papa!“ Während sie den Stock holte, warf sie einen raschen Blick durchs Zimmer; die Schublade

des Sekretärs, in welchem der Regierungsrath immer seine Werthpapiere hatte, stand noch auf dem Schreibtische vor demselben. Therese unterdrückte einen tiefen Seufzer.

„Was ist Dir, mein Kind?“ fragte der Vater.

„Nichts, Papa — ich bin nur neugierig — ich möchte wissen, was Oskar so Geheimes mit Dir zu sprechen hatte.“

„Sei nicht neugierig,“ sagte der Regierungsrath mit der deutlichsten Absicht, es im scherzenden Tone zu sagen, und doch in einer Weise, die traurig und wie eine Warnung klang.

„Darf ich es wirklich nicht wissen?“ fragte Therese wieder.

„Dinge, die Du nicht verstehst — Nothwendigkeiten des Lebens — allerlei Anordnungen, die vor einer Heirat getroffen werden.“

„Geldangelegenheiten?“

„Nein! — Ja wohl, mein Kind — wie gesagt, mein Kind — Dinge, in die Du Dich am besten nicht mischest und die nur unter Männern abgemacht werden.“

Es kam ihm offenbar darauf an, weitere Fragen zu verhindern, denn er setzte den Hut auf und ging auf die Thüre los.

„Papa,“ rief ihm Therese nach, „nie bist Du

ausgegangen, ohne mich zu küssen, und heute, am Vortage meiner Hochzeit, gehst Du so?"

Der alte Herr wollte antworten, aber statt der Worte brachen Thränen hervor. Er breitete die Arme aus und drückte sein geliebtes Kind ans Herz. Sie weinten beide. „Du bist und bleibst mein geliebtestes Kind," sagte endlich der Vater, „und Du begreifst, daß der heutige Tag, der vorletzte —." Er konnte nicht weiter sprechen und schwankte zur Thüre hinaus.

Therese wischte rasch ihre Thränen ab und horchte, bis der Schritt des Vaters am Ende des Ganges verhallt war. Dann warf sie sich auf die dastehende Schublade und griff mit beiden Händen hinein. Die Schublade war leer; Therese lachte laut auf. Sie wußte Alles, was vorgegangen, als ob sie bei dem Zwiegespräche zwischen Vater und Bräutigam zugegen gewesen wäre.

Nicht zwei Minuten stand sie regungslos da. Nur die Schublade sah sie noch einmal an, dann setzte sie sich hin, legte sich einen Briefbogen zurecht, ergriff eine Feder und schrieb mit fester Hand:

„An den Herrn Baron Oskar von Bäumen." — Da aber unterbrach sie sich wieder und stützte den Kopf in die Hand. „So geht es nicht!" sagte sie vor sich hin. „Den Brief steckt er ein und kein Mensch wird

glauben, daß das arme Fräulein dem Herrn Baron von Bäumen einen Tag vor der Hochzeit einen Korb gegeben. Man wird das Gegentheil glauben und voraussetzen, daß der Baron noch im letzten Momente und zur rechten Zeit etwas Ehrenrühriges entdeckte. Ich werde kompromittirt sein. Wir müssen die Sache bedenken. Das braucht Ueberlegung."

Sie steckte den angefangenen Brief in die Tasche, dann die leere Schublade in ihr Fach, nicht ohne bitter zu lächeln, aber lächelnd sagte sie, wie zu einem lebenden Wesen: „Ich danke Dir!" — Dann ging sie wieder in die Küche, um bei den Vorbereitungen zur Hochzeit weiter mitzuhelfen.

In der That wurde man noch an diesem Tage mit Allem so weit fertig, daß Therese am andern Morgen Zeit genug hatte, für ihren bräutlichen Anzug zu sorgen und noch mancherlei Anordnungen im Hause zu überwachen.

Etwas vor Mittag begannen die Gäste und wie verabredet war, die Anverwandten von beiden Seiten sich im Hause des Regierungsraths zu sammeln. Die Wagenreihe, darunter mancher Hofwagen, reichte bis auf die Glacis und die Wohnung war bald überfüllt. Während man stehend ein kleines Frühstück einnahm, erschien die Braut in der Mitte der Gesellschaft und wurde mit allgemeiner Ueberraschung empfangen.

Im Brautkleid, Kranz und Schleier war sie, so versicherte Jedermann, schön wie nie zuvor. Allerdings war sie sehr blaß, aber man fand, daß die Blässe an einem solchen Tage natürlich sei und daß sie sie noch besser kleide, als ihre gewöhnliche, sanfte Röthe — und dieß um so mehr, als diese Blässe nichts Erschreckendes hatte, da sich in Theresens Augen, wie in ihrem ganzen Wesen, eine auffallend heitere und doch würdige Ruhe ausdrückte. Auch diese Heiterkeit und Ruhe fand man sehr natürlich und begründet, war das Mädchen doch im Begriffe, ein schönes, von Vielen vergebens angestrebtes Ziel zu erreichen — oder, in das Prosaische der eigentlichen Meinung der Anwesenden übersetzt, eine glänzende Partie zu machen, die so gerne Andere an ihrer Statt gemacht hätten. Oskar weidete sich an der Bewunderung, die seiner Braut zu Theil wurde, und schien darüber nicht zu bemerken, daß er als Mann in seiner schwarzen, eleganten Tracht, mit seinen würdevollen Manieren beinahe eben so sehr gefiel, wie seine Braut. Jedermann bewunderte seinen Anstand, als er Theresens Hand ergriff, sie küßte und von ihr Abschied nahm, um sie, der Sitte gemäß, erst am Altare wieder zu sehen.

Gegen ein Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Um der Wagenreihe Raum zur gänzlichen Entfaltung

zu gewähren, machte man nach der nicht fern gelegenen Kirche einen Umweg durch mehrere Straßen. Als das Brautpaar in der Kirche ankam, war diese beinahe schon voll, denn viele Ungeladene waren herbeigeströmt, um die interessante Trauung zu sehen. Die Menge durchschreitend, konnten Braut und Bräutigam, wenn sie in dem Augenblicke für dergleichen Ohren hatten, manches schmeichelhafte Wort hören. Der Musiklehrer Theresens, ein ausgezeichneter Organist, ließ es sich nicht nehmen, während der Feierlichkeit die Orgel zu spielen, und mit ihrem Eintritt erfüllten hochfeierliche und rührende Töne Sebastian Bachs den ganzen Tempel. Das Brautpaar wartete knieend vor dem Altar und hatte Zeit, unter diesen Tönen seine Herzen mit Andacht zu füllen, bis der letzte der Wagen vorgefahren war. Man bemerkte, daß Therese inbrünstig vor sich hinsah, ohne die Lippen zu bewegen. Nur einmal sah sie ein wenig bei Seite und schien mit ihrem Blicke den Vater zu suchen, der hinter ihr stand und ihr auch zulächelte.

Endlich kam der Priester und sprach seine Gebete; der Chor fiel ein; am Schlusse des Gesanges erhob sich das Brautpaar. Der Priester begann die Trauungsceremonie und wandte sich dann zu Oskar mit der vorgeschriebenen Frage. Oskar nickte leise mit dem Kopfe

und lispelte: „Ja.“ — „Und Du,“ fragte der Priester zu Theresen gewandt: „Jungfrau Maria Theresia, Edle von Wipplingen, willst Du Dich mit diesem hier gegenwärtigen Karl Oskar Baron von Bäumen als eheliches Weib vermählen, so bestätige es mit einem lauten, vernehmlichen Ja.“

„Nein!“ antwortete Therese laut und vernehmlich, daß es die Umstehenden und die Entfernteren hören konnten. Oskar zuckte zusammen und starrte Theresen entsetzt ins Gesicht; in den vorderen Bänken der Kirche sprangen die Leute von ihren Sitzen auf; durch die ganze Kirche ging ein Gesumme und Gemurmel; überall entstand Bewegung, besonders in der nächsten Nähe des Altars, wo sich die Anverwandten aufgestellt hatten. Der Priester meinte, nicht recht gehört zu haben, oder glaubte an eine Selbsttäuschung, bückte sich vor und lispelte: „Sie sagten?“

Die Anwesenden bemerkten das und augenblicklich war wieder die höchste Stille hergestellt, denn Jeder, so wie der Priester, wollte sich überzeugen, ob er auch recht gehört habe.

„Nein!“ erscholl es wieder klar und so deutlich wie das erste Mal.

Ein noch lauteres Gemurmel ging durch die Kirche; Jeder bestätigte es seinem Nachbar, daß sie wirklich

„Nein" gesagt. Der Priester, dem Solches noch nicht vorgekommen, wußte nicht, was zu beginnen, und sah verlegen in die Gesichter der Anverwandten, die starr vor ihm standen und ihn mit großen Augen ansahen. Endlich faßte er sich, zuckte die Achsel, verneigte sich vor dem Allerheiligsten und verschwand in der Sakristei. Das war wie ein gegebenes Zeichen. Im Momente entstand Lärm, Gedränge, Verwirrung in der ganzen Kirche. Die unbetheiligten Zuschauer drängten dem Altar entgegen, um die merkwürdige Braut, vielleicht auch nur das Gesicht des Bräutigams zu sehen, während die zahlreiche Familie von Bäumen sammt dem Bräutigam, ordnungslos, einzeln, dem Strom entgegen, der Thüre zustrebten. Dort angekommen, warteten sie nicht die Wagen ab, bis diese vor die Thüre kamen, sondern jeder lief, um seinen Wagen aufzusuchen und nach wenigen Minuten stoben die Pferde, wie entsetzt, nach allen Richtungen auseinander.

Therese stand indessen mit niedergeschlagenen Augen, aber ruhig, an der Seite ihres Vaters, dessen Arm sie ergriffen hatte. Er zitterte und sie stützte ihn. Nachdem sich der Aufruhr etwas gelegt hatte, führte sie ihn, ohne nach rechts oder links zu sehen, eben so ruhig durch die Menge, die sich achtungsvoll, wie von einem Zauber beherrscht, vor ihr aufthat und einen

breiten Weg bis an die Thüre öffnete. Sonderbar! wie sie so mitten durchschritt, lagerte sich aufs Neue ein feierliches Schweigen auf die ganze Versammlung.

Therese half dem Vater in den Wagen und fuhr mit ihm nach Hause. Mit ihr allein, war er erst im Stande ein Wort hervorzubringen.

„Mein Kind, mein Kind, was hast Du gethan!“ rief er, die Hände zusammenschlagend.

„Dich und Deine Kinder vor Beraubung und mich vor einer Verbindung bewahrt, die mich nur unglücklich gemacht hätte.“ —

Im Hause des Regierungsraths war bald Alles ins frühere Geleise zurückgeführt; man lebte in Folge der von Therese ergriffenen Maßregel so fort, als ob die Periode der letzten Monate, die Zeit ihrer Verlobung, in der Geschichte der Familie nie existirt hätte. Als sie am Abend jenes denkwürdigen Tages Brautkleid und Kranz in ein großes Tuch schlug und sie in den Kasten legte, mit den Worten: „Bis ein Besserer kommt,“ war es, als hätte sie dieses Stück Leben begraben, und als sie einige Tage darauf ihr Vater besorgt fragte, ob ihre Ruhe und Heiterkeit nicht erzwungen sei, ob nicht noch einige Liebe für Oskar in ihrem Herzen übrig geblieben? versicherte sie, daß sie Alles abgewischt, wie Kreide von einer wohlgereinigten Tafel.

Aber in der Stadt machte das Ereigniß großes Aufsehen. Man besprach es durch mehrere Tage überall, man bewunderte den Muth des jungen Mädchens und dieß um so mehr, als man bald die Motive kannte, die sie zu ihrem öffentlichen „Nein“ bewogen, da die Anverwandten das Ihrige thaten, sie bekannt zu machen und Oskar von Bäumen den Fehler beging, die Erzählungen zu bestätigen, indem er dem Regierungsrath das Geld durch einen Notar, der nicht schweigen konnte, zurückstellen ließ. Die Männer waren es vorzugsweise, die Theresens Partei ergriffen und neben ihrem Muthe die Klugheit rühmten, mit der sie es die Welt wissen ließ, daß sie den Korb ertheilte, was ohne die Oeffentlichkeit nie geglaubt worden wäre. Aber die Männer hatten bald andere Themata zu besprechen und die Besprechung des Gegenstandes blieb den Weibern überlassen. Unter ihrer Behandlung nahm er bald eine andere Gestalt an. Viele von diesen machten jetzt der Galle Luft, die sie unterdrücken mußten, als Therese noch drohte, Frau von Bäumen zu werden; die Mütter schöpften neue Hoffnung für ihre Töchter, und anstatt Theresen dankbar zu sein, daß sie eine solche viel begehrte Hand frei gegeben, suchte man sich der Gunst der Bäumen zu versichern, indem man sich auf ihre Seite stellte und gegen Therese von Anklagen überfloß.

Die Hand eines solchen jungen Mannes auszuschlagen, galt für einen Beweis der höchsten Ueberhebung, des empörendsten Uebermuths; ein so großes Publikum zu einer Trauung herbeizuziehen, die keine werden sollte, war Frechheit, und das was man früher als Muth gerühmt hatte, wurde zuletzt ebenfalls für Frechheit erklärt. Ueberhaupt könne bei einem Mädchen eine gewisse Charakterstärke, wenn je von einer solchen hier die Rede sei, nur mit Frechheit ans Tageslicht treten. Die Erbitterung gegen Therese wurde noch tiefer und allgemeiner, als man erfuhr, Herr Oskar von Bäumen sei auf Reisen gegangen und daß er bei seiner Rückkehr sich in eine Provinz versetzen lasse. So waren auch die Hoffnungen der Mütter und Töchter vereitelt, und wer sonst war an dieser Vereitelung Schuld als Therese? Sie, die des Aergernisses Grund und Quell gewesen, sie sollte die Residenz verlassen und sich irgendwo in der Provinz verbergen, aber sie blieb, sie wich nicht — war das nicht ein neuer Beweis ihrer Frechheit? „Frechheit" war in diesem Feldzuge das Losungswort, und es ist nicht zu leugnen, daß sich in vielen Köpfen dieses Wort mit dem Namen Theresens unwillkürlich verknüpfte. Mit einem Wort: ihr Ruf hatte beträchtlich gelitten.

Die Anverwandten, die es Theresen nicht verzeihen

konnten, die Verbindung ihrer Familie mit der der Bäumen vereitelt und somit viele Hoffnungen zerstört zu haben, sorgten dafür, daß sie vom Gerede und Urtheil der Stadt genau unterrichtet wurde, und verfehlten nie, sie und den Vater darauf aufmerksam zu machen, wenn in irgend einem Hause, wo Therese sonst ein gern gesehener Gast war, ein Ball oder eine Soirée stattfand, und sie nicht eingeladen wurde. — „Natürlich!“ sagte man, „Du hast einen schlechten Ruf.“ — Erzürnte sich dann der Vater über den Ausdruck und meinte er, Therese habe nichts gethan, was einen schlechten Ruf verdiene, so erwiderte man, alles Außerordentliche, und sei es auch im Grunde lobenswerth, mache einem Mädchen einen schlechten Ruf. Therese zuckte zu all dem die Achseln, aber der Vater wurde in der That traurig und es setzte sich bei ihm die Ueberzeugung fest, daß seine vortreffliche, mit so vielen ausgezeichneten Eigenschaften ausgestattete Tochter nie einen Mann finden werde, und diese Ueberzeugung wurde zur Gewißheit, da ein Jahr und zwei Jahre ins Land gingen, ohne daß Therese wieder in Gesellschaft gezogen wurde, ohne daß sich ihr ein Mann zu nähern suchte.

Wir wollen kurz sein und dem Leser verrathen,

was eigentlich zu dieser Geschichte nicht mehr gehört, daß nämlich Therese ihren Mann doch gefunden.

Jener alte Jugendfreund, der Ingenieur Edmund Siebold, kam nach beinahe dreijähriger Abwesenheit aus Mexiko zurück. Er hatte Therese längst verheiratet geglaubt und wollte durch Wien nur durchreisen, um sich auf einen neuen Posten zu begeben, auf dem er von derselben englischen Gesellschaft bei einem Eisenbahnbau im Süden angestellt war. Mit Staunen erfuhr er, daß Therese noch unverheiratet war, und er, der abreiste, als sie sich verlobte, um nie wiederzukehren, blieb jetzt, da sie noch frei war. Er hörte die Geschichte und sie war nicht der Art, um Therese um seine Achtung zu bringen und seine Liebe zu ihr zu vermindern; im Gegentheile erkannte er sie ganz in dieser Handlungsweise und fand darin nur die Meinung bestätigt, die er von ihrem Charakter immer gehegt hatte. Er näherte sich ihr mit derselben Liebe und größerer Verehrung, wohl auch, nachdem er sich in der Welt erprobt hatte, mit mehr Vertrauen in sich selbst. Er war ehemals der Freund ihrer Kindheit gewesen, er war jetzt der Freund ihrer Einsamkeit, und als sie ihm sagte, daß sie ihn liebe, wußte er, daß er auf dieß Wort bauen könne. Er ordnete das kleine,

aber hinreichende Vermögen, das er in Mexiko gesammelt hatte, verwandelte seine höchst einträgliche Stellung bei der Kompagnie in eine feste, und nachdem so seine bürgerliche Basis gesichert war, führte er Therese vor den Altar, und dießmal beantwortete sie die Frage des Priesters mit einem freudigen, stillen Ja!

Deutsch, Französisch und Englisch.

Während meines ersten Aufenthaltes in Paris in den vierziger Jahren miethete ich mich im Hinterhause der Nummer 73 rue du faubourg Montmartre ein. Die erste fragwürdige Person, auf die man achtet, weil so viel von ihr abhängt, ist in Paris, so oft man miethet, der Portier; hat aber der Portier eine Tochter und ist man selbst nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt, so ist diese Tochter noch bei weitem fragwürdiger und wird vor Allem ihr die Aufmerksamkeit des Miethsmannes zugewendet. Dieß war in Nummer 73, dem weitläufigen Hause, das in unzählige größere und kleinere möblirte Wohnungen zerfiel, in einem hohen Grade der Fall. Wie sollte dem Miethsmann Mademoisselle Julie Thibaut nicht auffallen, wie sollte er sie nicht zuerst beachten, da sie gewissermaßen an der Schwelle des Hauses saß, den Fremden empfing, ihm Auskunft gab, die ausgedehnte, jedem Miethsmanne fürchterliche Macht des Portiers in sich vereinigte und mit dieser Macht jene Andere höhere und unwiderstehliche, die das

Privilegium der Schönheit ist? Die Loge des Portiers war in diesem Hause etwas besser als in den meisten andern Häusern von Paris; sie ging mit einem großen Fenster auf einen ziemlich geräumigen Hof. Dennoch, da das Haus ein sechsstöckiges war, herrschte in ihr jenes mystische Halbdunkel, welches diese Wohnungen der mächtigen Beherrscher der großen Gebäude zu charakterisiren pflegt. Aber aus diesem Halbdunkel hervor leuchtete die Schönheit der Portierstochter wie jene Karfunkel der Märchen, welche die Paläste der Erdgeister mit mehr als Tageslicht erhellen, oder wie jener Edelstein, welcher der Sage nach die geschlossene Arche Noahs mit Licht versorgte. Sie hatte jene Weiße und Zartheit der Haut, welche sonst nur den Bewohnern tiefer Schluchten, in welche die Sonne nur selten im Jahre dringt, eigen ist, so, daß man sie für eine nordische Schönheit hätte halten können, obwohl sie von Natur zu einer Brünette bestimmt war. Diese Bestimmung verriethen vorzugsweise die dunkelbraunen, von schwarzen Wimpern beschatteten Augen und die rabenschwarzen Haare. Ihre ganze Gestalt sah ebenfalls darnach aus, als hätte diese Schlucht mitten in Paris, in der sie ihre schönen Jugendjahre verlebte, auf ihre Entwicklung gewirkt, oder vielmehr als wäre sie, so entfernt von Luft und Sonnenlicht, in ihrer

Entwicklung gehemmt worden. Sie war zart und schmächtig, wie eine Blume, die aus dem feuchten Boden eines Gefängnißhofes aufsproßt, so zart, daß man das helle und kräftige Leuchten ihrer Augen nur schwer mit der übrigen Erscheinung in Einklang bringen konnte. Der erste Anblick dieser Portierstochter, wenn man den Kopf in die Loge steckte, um sich nach vermiethbaren Zimmern zu erkundigen, war derart, daß man sich erst wieder erinnern mußte, was man denn hier eigentlich wollte, und hatte man sich erinnert, so beschloß man auch sogleich, hier um jeden Preis zu miethen.

So erging es mir und ich war sehr zufrieden, ein Haus zu bewohnen, dessen Thüre die Schönheit bewachte. Aber schon am ersten Abend glaubte ich Ursache zur Reue haben zu müssen. Ich lag kaum eine halbe Stunde im Bette meines neuen Zimmers, ich schloß kaum die Augen, als ich erschrocken wieder auffuhr und mich wie ein vernichtender Donnerschlag die Erkenntniß überfiel, daß ich der Nachbar des schrecklichsten und unnahbarsten aller Nachbarn geworden. Es war kein Wahnsinniger, es war kein Schnarchender, kein lärmender Nachtvogel, es war etwas weit schlimmeres als Alles dieses — es war ein Musiker. Ein Musiker, das ist als Nachbar ein Wesen, das uns Herz und Ohren zerreißen kann und, im besten

Falle, ein Despot, ein unumschränkter Beherrscher unserer Stimmung, ein Mann, der uns nach Belieben Trauer oder Heiterkeit ins Herz spielen kann. Was sollte ich Unglückseliger mit einem solchen Nachbar beginnen? Vielleicht will ich morgen ein sehr trauriges lyrisches Gedicht oder eine pathetische Stelle meines Trauerspiels schreiben, da kommt mein Nachbar und jagt mit einer Polka Lyrik und Patho's in wesenlose Fernen; vielleicht sitze ich gerade an einem Feuilleton, das nothgedrungen leicht sein muß und hochgeschürzt wie eine Tänzerin, da kommt mein Nachbar mit einem klassischen Konzert und meine Tänzerin wird eine parodirte Melpomene.

Diese Schmerzensgedanken waren noch nicht ausgedacht und schon empfand ich jenen Despotismus, den ich so sehr fürchtete; der Aerger, den ich festhalten wollte, war dahin, meine Seele schmolz in Melodie und Rührung und ich horchte dem Feinde, den mir mein Schicksal gegeben, wie einem theuren Freunde, der mir in dunkler Nacht, bei dem Mondschein, in einem stillen Haine seine schönsten Gedanken und Gefühle anvertraut, mir seine Liebe klagt, in Hoffnung jubelt und in Verzweiflung weint. Es war ein Künstler, ein großer Künstler, dieser deßhalb um so schrecklichere Nachbar. Ich war ihm verfallen, ich

fühlte mich schon zu ihm hingezogen und es war mir, als wäre ich bereits fähig, Alles für ihn zu thun und als hätte ich diese Stube bezogen, nur um ihm nahe und in den Schmerzen, die so deutlich aus seinem Spiele klagen, behilflich zu sein. Den Morgen darauf lehnte ich meine Thüre nur an, um ihn zu hören und zu sehen, wenn er vielleicht ausgehe; aber er blieb in seiner Stube verschlossen und ich nahm mir vor, mich bei der Allwissenheit jedes Pariser Hauses, in der Portierloge, nach ihm zu erkundigen.

Ich muß gestehen, daß ich dieses einen Augenblick lang vergaß, als ich Mademoiselle Julie wieder sah. Der Anblick ihrer Schönheit war doch mächtiger, als die Erinnerung an das Violoncellspiel von gestern Abend, und doch wieder, da alle Schönheit verwandt ist, kam ich vor diesem überaus anmuthigen Geschöpfe, beim Klange dieser melodievollen Stimme durch eine natürliche, wenn auch geheimnißvolle Ideenassociation wieder auf meinen Nachbar oder vielmehr auf sein herrliches Spiel zurück.

Können Sie mir nicht sagen, Fräulein Julie, fragte ich, indem ich mich zu ihr ans Fenster setzte, wer mein Nachbar, der Cellospieler ist?

Herr Breuning? fragte sie zurück, das ist ein Landsmann von Ihnen, ein Deutscher Sie wollen

sich vielleicht über ihn beklagen, er hat Sie gestört? Aber haben Sie Geduld, Sie werden sich gewiß, wie alle andern Nachbarn, mit seinem Spiele versöhnen, — wir haben die Erfahrung gemacht — es ist schon öfter vorgekommen. Man sagt, daß er vortrefflich spiele, und ein Engländer, ein ungeheuer reicher Engländer, hat sich hier sogar eingemiethet und mit einer ganz kleinen Stube begnügt, nur um ihn immer hören zu können. Ein sehr reicher Engländer, fügte Julie mit Nachdruck hinzu, der Anverwandte eines Lords, den er einmal beerben soll, um selbst Lord zu werden. Jetzt ist er noch ein einfacher Mr. Ellis, hat aber doch schon über 100,000 Franken jährliche Rente.

Entschuldigen Sie, Mademoiselle Julie, sagte ich, Mr. Ellis interessirt mich nicht, solcher Engländer gibt es viele.

Nein, nein, fiel mir Julie ins Wort, solcher Engländer gibt es nicht viele. Es ist wahr, er ist häßlich und ungeschickt wie alle andern Engländer, aber ein so großes Vermögen, so große Aussichten wie Mr. Ellis haben nicht viele. Sie sollten nur seine Wagen und Pferde sehen, das ist eine Pracht.

Aber, fragte ich wieder, wer ist Herr Breuning?

Ein Künstler, antwortete Fräulein Julie kurz.

Ein Mann, der nur seiner Kunst lebt und keine andere Beschäftigung hat? fragte ich weiter.

Wie sollte er eine andere Beschäftigung haben, lachte Julie, da er viele Stunden des Tages an seinem Violoncell verbringt oder Noten schreibt? Was ihm dann an Zeit übrig bleibt, verliert er hier in der Loge. Sie glauben es nicht, daß der Mann, anstatt sein Glück zu machen, ganze Stunden hier in diesem Winkel sitzt und mich so einfältig und sentimental ansieht, wie es, — verzeihen Sie, daß ich es sage, aber es ist wahr, wie es nur ein Deutscher kann.

Diese Reden Juliens hatten für mich viel Auffallendes, viel Dunkles und, wie ich mir einbildete, auch viel Aufklärendes. Auffallend war es, daß sie, da ich sie nach dem Künstler fragte, besonders viel von dem Engländer erzählte, aber dunkel blieb es mir, da ich Paris, wie die Verhältnisse und Personen dieses Hauses noch sehr wenig kannte, warum sie mit einer gewissen Mißachtung und mit Aerger von dem Künstler sprach. Daß aber der Künstler dieses schöne Mädchen liebte, daß seine empfängliche Künstlerseele einer solchen Erscheinung nicht hatte wiederstehen können, das schien mir natürlich und dieses um so mehr, als ich mir während seines gefühlvollen Spieles unwillkürlich und oft gesagt hatte, daß der Mann, der

so spielt, eine eigenthümliche Liebe im Herzen haben müsse. —

Er ist also in Sie verliebt, Mademoiselle Julie? fragte ich mit Theilnahme für den armen Breuning.

Allerdings, bestätigte sie mit der größten Seelenruhe.

Und Sie sagen das so gleichgültig?

Wie sollte ich nicht? Ich bin an dergleichen gewöhnt. Wer ist nicht in mich verliebt von all' den Herren, die Jahraus Jahrein hier aus- und einziehen? Sehen Sie, Madame Martin, die das ganze Haus möblirte, hat bis an fünfzig Zimmer für einzelne Herren zu vermiethen. Diese fünfzig Zimmer werden in einem Jahre von mehr als hundert Herren bewohnt; von diesen hundert Herren sind wenigstens achtzig in mich verliebt — da gewöhnt man sich daran, und wenn mir einer in Worten oder in Bildern sagt: ich liebe Sie, Mademoiselle! so macht mir das gerade so viel Effekt, als wenn er mir sagte: es regnet oder es ist schönes Wetter.

Es werden es Ihnen aber, sagte ich, Wenige auf so schöne Weise gesagt haben, wie Herr Breuning mit seinem Violoncell?

In der That, lachte Julie, behauptet man hier im Hause, daß all das Spiel nichts anderes sei, als

an mich gerichtete Liebesbriefe und man sagt, daß er wirklich wunderschön spiele. Aber sehen Sie, ich verstehe nichts von Musik und wenn ein Leierkasten in den Hof kommt, macht mir das viel mehr Freude, als das ganze Violoncellspiel des Herrn Breuning.

Während sie das sagte, ging draußen am Fenster ein junger Mann von drei- oder vierundzwanzig Jahren, eine elegante, schlanke, aber etwas schwächliche Gestalt in bescheidenem Anzuge vorüber.

Das ist er, rief Julie und zwar so laut, daß es der Vorübergehende hören konnte. Er warf nur einen kurzen Seitenblick durchs Fenster und ging rasch weiter und zum Hause hinaus.

Nun, — sagte ich mit etwas absichtlichem Spotte, um sie für die Härte zu strafen, mit der sie von Breuning, und für die Kälte, mit der sie von der Liebe gesprochen, — nun heute scheint er nicht sehr verliebt zu sein, da er so rasch an Ihnen vorübergeht und Sie kaum eines Blickes würdigt.

O! lachte Julie, das beweist gar nichts, das treibt er oft durch Tage so, denn um mir auszuweichen, hängt er nicht einmal seinen Schlüssel in die Loge, sondern läßt ihn an seiner Thüre auf die Gefahr hin bestohlen zu werden. Das sind so Momente, da ist er eifersüchtig, oder will er mich vergessen, er kommt

dann aber doch immer wieder zurück. Jetzt treibt er es schon mehrere Tage so; ich möchte aber doch nicht wetten, daß er heute Abend nicht wieder da sitzt in diesem Winkel. —

Ich verließ die Loge ziemlich verstimmt. Zwischen der Schönheit und der unwiderstehlichen Anmuth dieses jungen Mädchens auf der einen, der Kälte ihres Herzens auf der andern Seite war eine Disharmonie, die nicht wohlthun konnte. Wie gerne verweilte sie im Gespräche bei dem reichen Engländer, nach dem ich doch gar nicht gefragt hatte, und wie kurz gab sie Auskunft über den Künstler, von dem sie doch wußte, daß er sie liebte. Wenn sie das Wort Künstler aussprach, that sie es mit jenem Tone der Mißachtung, den man in Paris in bürgerlichen Kreisen noch oft zu hören bekommt, wenn von Künstlern die Rede ist, welche noch kein Vermögen gemacht. Auch in spätern Gesprächen erkannte ich, daß Mademoiselle Julie es dem armen Breuning übel nahm, daß er mit seinem großen Talente in Paris nicht größeres Glück, das ist, nicht mehr Geld mache. Er habe, erzählte sie mir, die ganze Konzertsaison vorübergehen lassen, ohne ein Konzert zu geben, nur um sich in einer Komposition nicht zu unterbrechen, welche ihm später doch nichts einbrachte. Ich fühlte mich, wenn ich das Mädchen nicht vor Au-

gen hatte, von ihr etwas abgestoßen, aber ich muß gestehen, daß jeder Anflug von Antipathie schnell verschwand, sobald ich sie wieder zu Gesichte bekam. Bei näherer Bekanntschaft sagte ich mir, daß ich ihr Unrecht gethan, denn sie hatte neben ihrer unwiderstehlichen Schönheit noch manches, was interessiren, anderes, was gefallen mußte.

Vor allem mußte es einem auffallen, wie vielseitig, wenn auch nicht tief, diese Portierstochter gebildet war. Von dem Privilegium des Portiers, alle Zeitungen und Revuen, die ins Haus kamen, zuerst zu lesen, machte sie den ausgedehntesten Gebrauch, und da sie das verwöhnte Kind sämmtlicher Miethsleute war, nahm es ihr Niemand übel, wenn sie Tagesblätter und periodische Schriften, selbst Bücher, die ins Haus kamen, in der Loge so lange zurückhielt, als es ihr gefiel. Am Fenster sitzend, las sie den ganzen Tag und spät in die Nacht hinein und war in der französischen modernen Literatur besser bewandert, als mancher Tagesschriftsteller. Der französische Feuilletonroman war damals in seiner Blüthe und brachte, wie bekannt, neben vielem Mittelmäßigen auch manches Meisterwerk hervor. Sie kannte Alles, ihre Phantasie war von den schönsten Gestalten bevölkert und brachte, wie man sich bei näherer Bekanntschaft überzeugen konnte, in

ihr selbst mancherlei Träume hervor, die ihr einen hübschen Anstrich von Poesie gaben.

Im politischen Theile der Zeitungen las sie beinahe nur die Berichte aus Afrika. Sie kannte genau den Stand der Dinge daselbst, die Namen sämmtlicher französischer Regimenter und Generäle, die den Krieg gegen Abd-el-Kader führten und war über die Beschaffenheit des Landes aufs Trefflichste unterrichtet. Ihr Bruder nämlich war Soldat und schlug sich in der afrikanischen Armee. Daher glaubte ich ihre besondere Theilnahme für die afrikanischen Angelegenheiten in schwesterlicher Liebe begründet, erfuhr aber bald, daß sie sich in Verbinbindung mit den afrikanischen Kriegen in ihrer Phantasie eine ganze Reihe von Luftschlössern aufgebaut hatte. Kindischer als man es von einer Pariserin voraussetzen sollte, stand in ihr die Ueberzeugung fest, daß ihr Bruder eine glänzende militärische Laufbahn zurücklegen müsse. Sie kannte die Geschichte aller der französischen Soldaten, die es unter der Republik und dem Kaiserreich vom Gemeinen zum Marschall, zum Fürsten und Herzog gebracht hatten, und sie wiederholte gerne den bekannten Satz, daß jeder französische Soldat den Marschallstab im Tornister trage. Sie wußte wohl, daß sich die Verhältnisse in dieser Beziehung vielfach geändert hatten, aber sie baute ihre

Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders, und es war nach und nach ein fester Glaube in ihr geworden, daß kein Anderer als ihr Bruder den Emir zum Gefangenen machen werde. Dann konnte es ihm und seiner Familie nicht fehlen; er mußte wenigstens General und für seine That vom Staate mit Reichthümern beschenkt werden. Mademoiselle Julie Thibaut wollte dann in Paris eine Rolle spielen und der Welt zeigen, wie man zur großen Dame geboren werde. Diese Träume hatten in ihrem Kopfe eine solche Festigkeit erlangt, daß sie ein doppeltes Leben führte und daß sie von dem phantastischen mit eben solcher Sicherheit sprach, als von dem wirklichen; sie waren beinahe zur fixen Idee geworden. Das erschreckte fast, hatte aber neben ihrem sonst so kühlen Wesen das Gute, daß es eine Art von Gleichgewicht herstellte. Es kam noch Manches Andere hinzu, was neben dieser Phantasterei und neben ihrer Schönheit menschlich und mädchenhaft aufs Angenehmste anmuthete. Dahin gehörte z. B. ihre große Liebe zu den Blumen, die sie mit allen Portierstöchtern von Paris theilte. Da die Blumen in den sonnenlosen Räumen der Loge und des Hofes nicht gedeihen mochten, legte sie sich in der breiten Dachrinne zwischen ihrem und dem Nachbarhause einen ganzen Garten von Blumentöpfen an, dem sie

regelmäßig jeden Morgen und jeden Abend ihren Besuch abstattete. In der Loge am Fenster standen immer zwei oder drei dieser Töpfe, die sie jeden zweiten oder dritten Tag, wenn sie in den lichtleeren Räumen zu leiden begannen, in ihren hängenden Garten über den sechsten Stock zurückbrachte, um sie gegen andere auszutauschen. Man konnte Mademoiselle Julie nicht auf angenehmere Weise verbinden, als wenn man ihr irgend eine neue Pflanze vom Blumenmarkte heimbrachte und ihren Garten vergrößerte. Die Romane, die sie eben las, Abd-el-Kader und die Blumen bildeten die liebsten Gegenstände ihres Gespräches.

Da sie der eigentliche Portier war, an der Schnur saß und über alles Auskunft gab, kümmerte man sich sehr wenig um ihren Vater, der im Grunde für die Einwohner auch nicht existirte. Wenn Monsieur Thibaut seine Pflicht gethan, wenn er den Hof, die Einfahrt und zwei Mal sechs Treppen des Vorder- und Hinterhauses gefegt hatte, eine Arbeit, mit der er gegen Mittag fertig war, verschwand er aus dem öffentlichen Leben. Er lag schlafend oder mit offenen Augen träumend in einer tiefen Nische der Loge, in Dunkelheit gehüllt auf seinem Bette und erschien erst wieder, wenn es Zeit war, auf den Treppen die Lampen anzuzünden. Dann zog er regelmäßig eine große Kiste

aus einem Winkel hervor und aus dieser Kiste eine Anzahl schwerer in Leinwand gebundener und mit Messing beschlagener Bücher, die man sofort als Handelsbücher erkennen mußte.

Herr Thibaut nämlich war nicht immer Portier gewesen, er hatte bessere Tage gesehen. Noch vor wenigen Jahren galt er etwas unter den Marbriers des Boulevard du Temple; sein Geschäft war eines der glänzendsten; bei ihm konnte man die schönsten Steinmetzarbeiten in Marmor und Sandstein, Cheminées, Grabdenkmäler, Balustraden, architektonische Ornamente jeder Art vorfinden. Der jetzige Portier war ein ehemals geachteter, ruinirter Kaufmann. Man sagte, was er aber nie zugeben wollte, daß ihn sein allzugroßes Vertrauen zu Grunde gerichtet habe. Seine ganze Geschichte ist die, daß er aller Welt Kredit gegeben und daß er von Wenigen bezahlt wurde. Er aber, obwohl nunmehr seit mehreren Jahren Portier, betrachtete sein Geschäft noch nicht für abgeschlossen; er stak noch immer mit seinem ganzen Kopfe in seinen Handelsbüchern und das war kein Wunder, da er sie mit unerschütterlicher Regelmäßigkeit jeden Abend studirte und immer neu an Herstellung einer Bilanz arbeitete. Es war nun eigenthümlich, wie ihm den einen Abend diese, den andern Abend jene Schuldner gut schienen und wie sich ihm jeden Tag eine andere Bi-

lanz herausstellte. Den einen Abend ging er als reicher, den andern Abend als hoffnungslos zu Grunde gerichteter Kaufmann zu Bette. Man konnte es ihm an der Art, wie er im Hof und auf den Treppen den Besen führte, ansehen, wie die Bilanz des gestrigen Abends ausgefallen, ob er den Besen mit dem Bewußtsein 100,000 Franken zu besitzen oder 100,000 Franken verloren zu haben, handhabte. Zu seinem Glücke fiel die Bilanz, da er noch immer das Vertrauen zur Menschheit nicht verloren hatte, meistens sehr günstig aus, und wenn Monsieur Thibaut auch ein schweigsamer und träumerischer Mann war, so war sein Gemüth doch meistens voll der heitersten Hoffnungen. Er sprach selten, aber wenn er sprach, geschah es immer, um von der demnächstigen Wiedereröffnung seines Geschäftes zu erzählen. Seine Tochter Julie lächelte dann eben so mitleidig, wie er lächelte, wenn sie vom Marschallsstab ihres Bruders sprach. Wenn er Abends vor seinen Büchern saß und rechnete, sah und hörte er nichts von allem, was in der Loge vorging, ob nun ein gleichgiltiger Besucher oder einer, wie Herr Breuning, mit seiner Tochter verkehrte.

Diesen meinen Landsmann, der mich gleich nach meinem Eintritt in das Haus so mächtig anzog und beschäftigte, lernte ich bedeutend später kennen, als die

beiden Phantasien in der Portierloge. Es schien mir, als weiche er mir aus. Vielleicht war er eifersüchtig, da er mich gleich am ersten Tage bei Julie sitzen gesehen. Um ihm jeden Argwohn zu benehmen, trat ich manchmal in die Loge, wenn ich ihn des Abends bei Julie wußte, um mich mit dieser nach meiner Art über Feuilleton-Romane und Abd-el-Kader zu unterhalten und dem Musiker zu zeigen, welcher Art unser Verhältniß sei.

Breuning war auch nicht lange spröde gegen mich, da es überhaupt nicht in seinem Wesen lag, abweisend zu sein. Er kam mir landsmannschaftlich und freundlich entgegen und wir waren bald gute Nachbarn und so vertraut, daß wir die Thüre zwischen unsern Zimmern öffnen ließen und so gewissermaßen Stubengenossen wurden. Ich machte an Breuning eine sehr liebe Bekanntschaft, eine Bekanntschaft, welche mich vor der Verödung behütete, die man selbst in Paris, wie in jeder andern Fremde, von Zeit zu Zeit empfindet. Sein Gespräch war mir bald so lieb wie seine Musik, und seine Musik war mir eine liebe Bestätigung der guten Meinung, die ich von seinem ganzen Wesen gefaßt hatte. Der Leser hat von Breuning als von einem Künstler und von einem Verliebten sprechen hören und wird sich deßhalb einen leidenschaftlichen

oder einen träumerischen Menschen unter ihm denken, wird sich ihn aufgeregt, vielleicht etwas genial-zerfahren vorstellen. Breuning war nichts von all' dem; der Eindruck, den er vor Allem machte, war der eines soliden jungen Mannes, der nichts Anderes wünscht, als seinem Zwecke folgerecht zu leben, die äußern Verhältnisse so geordnet zu erhalten, daß ihm die Erreichung seiner Lebensziele nicht erschwert wird; mit einem Worte, eines Menschen, der Vertrauen einflößte und den liederliches Virtuosenvolk, das sich selber genial nennt, einen Philister nannte. Er war arm, aber er hatte keine Schulden und es machte ihn aufrichtig besorgt und er that alles Mögliche, um die Gefahr abzuwenden, wenn er die Zeit kommen sah, die ihn mit Verschuldung bedrohte. Paris hatte seine Hoffnungen getäuscht. Er war zu Anfang des verflossenen Winters hierhergekommen, um Konzerte zu geben, aber die Schritte, die da nothwendig waren, schreckten ihn ab, und als er sich an den Gedanken gewöhnt hatte, das Nothwendige zu thun, war ihm der andere Gedanke gekommen, sich auf schönere Weise einen Namen zu machen, zugleich mit den Ideen zu einer größeren Komposition. Beides, der edlere Ehrgeiz und der Schöpfungsdrang entsprangen aus der Liebe, und sonderbarer Weise that er mit Rücksicht auf Julie, was

diese an ihm tadelte, und unterließ er, was sie an ihm gelobt haben würde. Er machte mir aus dieser Liebe kein Geheimniß, Bedürfniß, wie es ihm war, sich in seiner Sprache auszusprechen; und nachdem dieses Bekenntniß gemacht war, wurde seine Liebe der gewöhnliche Gegenstand unserer Unterhaltung. Es mochte ihm doch mehr genügen, sich gegen einen Freund als gegen sein Violoncell auszusprechen.

In dieser Zeit sah und erfuhr ich Manches, was mich rührte oder in Erstaunen setzte. Wenn Julie über unsere Treppe zu ihrem Blumengarten hinaufstieg, stand er regelmäßig an der Thüre, um sie vorbeikommen zu sehen. Wenn sie des Abends kam, war er gewiß schon vorher oben auf dem Dache gewesen, um ihr zwei Gießkannen voll Wassers hinzustellen. Kaum hatte sie den Garten verlassen, als er schon hinaufstieg, um einige Zeit in der Atmosphäre zu verweilen, aus der sie eben getreten war. Wenn er sie manches Mal aus verschiedenen Gründen mehrere Tage vermied, brachte er dieselben Stunden, die er sonst bei ihr in der Loge zuzubringen pflegte, oben bei ihren Blumen zu, und manchmal versagte er sich ein Mittagessen, um für das Geld einen Blumenstock, den er an der Madeleine oder am Chateau d'eau bemerkt hatte, zu kaufen und heimlich hinzustellen. Da Julie in der Portierloge

alles sehen mußte, was vorbeigetragen wurde, bat er mich, ihn bei solchen Gelegenheiten zu unterstützen, und ich mußte mich unter irgend einem Vorwand an das Fenster und vor Julie breit hinstellen, während er hinter mir mit einem Blumenstocke vorbeischlüpfte. Das sind allerdings kleine Züge, die beinahe jeden Liebenden von 23 und mehr Jahren charakterisiren. Ausgezeichnet war Breuning durch das grenzenlose Vertrauen, das er in das Mädchen setzte. Während sie mir gleich nach dem ersten Gespräche Mancherlei zu denken gab, in vielfacher Beziehung kalt, ja hart erschien, vermochte Breuning sie nach langer Bekanntschaft nicht anders als im schönsten und poesievollsten Lichte zu sehen. Ihre Schönheit und Anmuth war ihm nur der äußere Wiederschein einer viel schönern Seele; er war unfähig, sich in dieser Hülle das Geringste zu denken, was mit der äußern Erscheinung irgendwie im Widerspruch sein könnte. Es ist wahr, daß der größte Physiognomiker und erfahrenste Menschenkenner bei dem bloßen Anblick des Mädchens gerade so empfunden hätte, wie der Liebende: in einem so hohen Grade einnehmend waren ihre Form, ihr Ausdruck und der Ton ihrer Stimme. Breuning war überzeugt, daß wenn sie sich ihm nicht zuwandte, dieß nur darum nicht geschehe, weil sie ihn nicht liebenswürdig fand,

weil er ihrer nicht würdig war; und ferner war er überzeugt, daß wenn sie ihn liebte, sie als ein aufopferungsfähiges Weib das bescheidene Loos, das er ihr bieten konnte, ja selbst alle Entbehrungen gerne auf sich nehmen würde. Heutzutage wäre selbst ein liebender Deutscher einer Französin gegenüber mißtrauischer, damals aber erschienen die Franzosen im Allgemeinen der ganzen Welt in einem schönern Lichte. Man wußte wohl, daß sie den Genuß, das Vergnügen, den Glanz liebten; daß sie aber am Besitze hängen, wie wenige andere Völker der Erde, das war damals nur denjenigen Fremden bekannt, welche Jahre lang in ihrer Mitte lebten und Gelegenheit hatten in dieser Beziehung Erfahrungen zu machen.

Man sollte glauben, daß es einem Künstler wie Breuning irgend welches Bedenken verursachte, wenn seine Geliebte offen gestand, daß sie für die Kunst, die seine Seele erfüllte, nicht den geringsten Sinn hätte; aber er lächelte nur über solche Geständnisse; er hielt das für eine Selbsttäuschung; es schien ihm unmöglich, daß solche Schönheit nicht für Schönheit empfänglich sein solle.

So standen die Dinge beinahe unbeweglich durch Monate: Julie pflegte die Blumen und sprach von den Aussichten ihres Bruders, der Vater hatte einen Tag

das niederdrückende Gefühl der Armuth, den andern das erhebende Bewußtsein des Reichthums; Breuning kämpfte mit Entbehrungen und versagte sich äußerliche Erfolge, um sich von seiner Kunst nicht abziehen zu lassen, sich in ihr immer mehr auszubilden und der Liebe Juliens würdiger zu werden. Es fiel mir nur eine kleine Veränderung in dieser kleinen Welt auf. Mr. Ellis, der in das Haus gezogen war, um als echter englischer Enthusiast seinem Lieblingskünstler näher zu sein, verließ die kleine Stube des Hinterhauses und bezog eine größere Wohnung des vordern Gebäudes, wo er jetzt der Portierswohnung näher war, als der Künstlerwohnung, und wo er bei dem Geräusche in der rue du Faubourg Montmartre das Cello Breunings unmöglich hören konnte. Mr. Ellis, der künftige Lord, war ein Mann von beinahe vierzig Jahren und sah gerade so aus, wie man sich einen Engländer vorstellt: lang, breitschulterig, bartlos und blondhaarig, ohne Anmuth in den Bewegungen, etwas schwerfällig, mit einem bald gutmüthigen, bald derben und hochmüthigen Ausdrucke im Gesicht. Breuning, den er oft besuchte, lobte seine Herzensgüte und gestand offen, daß er ihm zu wiederholten Malen und auf die zarteste Weise große Geldsummen angeboten habe. Er schilderte ihn als einen Mann, der trotz aller Kälte

seiner äußeren Erscheinung sich mit großer Wärme anschließe und in seinem Enthusiasmus jeden Opfers fähig sei. Auf ihn war er auch nicht im geringsten eifersüchtig, als er bemerkte, daß er, nachdem er die Wohnung gewechselt, nunmehr in der Loge eben so viele Stunden zubrachte, wie Breuning selbst. Diese Abwesenheit jeder Eifersucht war gerechtfertigt einem Manne gegenüber, der stundenlang dasaß, ohne ein Wort zu sprechen, der Julie nur langweilen konnte und der sie manchmal zum höchsten Zorne reizte, indem er ihre Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders auf das Unbarmherzigste verspottete. Er wurde beredt nur wenn sie auf dieses Thema kam; er wies ihr das Phantastische und Komische ihrer Hoffnungen nach und lachte immer lauter, je mehr sich Julie bei diesen Auseinandersetzungen erhitzte. Bald wußte es auch Jedermann im Hause, daß ihr der Engländer unter allen Miethsleuten der unangenehmste war, ja daß sie ihn haßte.

Diese kleine und unmerkliche Veränderung ausgenommen, trat, wie gesagt, durch Monate in den Verhältnissen dieser kleinen Welt keine andere von irgend welcher Bedeutung ein, bis sich mit einem Male eine sehr bedeutende zutrug, die beinahe wie eine Katastrophe aussah.

Ich saß ruhig auf meiner Stube und arbeitete,

als Breuning — es war ziemlich spät am Abende — zu mir hereinstürzte und sich ganz außer Athem, keines Wortes fähig, auf einen Stuhl fallen ließ. Ich sprang erschrocken auf, ganz entsetzt über das zerfahrene Gesicht meines Freundes, dessen Aussehen erzählte, daß ihm ein großes Unglück begegnet sei. Ich war darauf gefaßt, von einem Todesfalle in seiner Familie oder etwas der Art zu hören, fühlte mein Herz bereits von Mitleid erfüllt und mußte darum, nicht ohne einigen Aerger, geradezu auflachen, als Breuning auf meine dringenden Fragen sich endlich zu einer Antwort aufraffte und mit einer Stimme, in der noch immer der Schrecken zitterte, hervorstotterte: Abd-el-Kader ist gefangen.

Ich war wirklich entrüstet, daß mir mein Freund einen so tiefen und nutzlosen Schrecken eingejagt, und zugleich kam es mir überaus komisch vor, daß ein Verliebter sich so sehr in die Narrheiten seiner Geliebten hineinlebe, daß auf einen deutschen Musiker von den Ufern der Saale die Gefangennehmung eines arabischen Emirs einen solchen entsetzlichen Eindruck mache. Ich verhehlte ihm meinen Aerger eben so wenig, als ich ihm einigen Scherz über das Komische der Situation ersparte. — Ich erkenne aus Ihrem Entsetzen über dieses das deutsche Vaterland so nahe berührende

Ereigniß, sagte ich endlich, daß es nicht der Bruder Juliens war, der den Emir gefangen genommen, sondern irgend ein anderer Glücklicher.

Er hat sich dem Herzog von Aumale ergeben, sagte Breuning mit einem Seufzer, der aufs Neue mein Gelächter erregte.

Sie haben gut lachen, fuhr er selber ein wenig lächelnd fort, und ich sehe ein, wie komisch, wie lächerlich ich Ihnen erscheinen muß. Aber Sie würden gewiß nicht lachen, wenn Sie Julie gesehen hätten, wie ich sie gesehen habe, als ihr Mr. Ellis die Nachricht brachte; sie war in Verzweiflung, sie gerieth ganz außer sich, sie sprach von einem unglücklichen und verfehlten Leben. Ich habe sie zum ersten Male weinen sehen und ich werde es nie vergessen. Der Engländer, der zu all dem lachte, ist mir in innerster Seele verhaßt geworden.

Lieber Freund, erwiderte ich, seien Sie froh, daß Abd-el-Kader gefangen ist. Die Narrheit Juliens war nahe daran, eine fixe Idee, ein Wahnsinn zu werden. Sie lebte mehr in ihren Träumen, als in der Wirklichkeit, für die sie keinen Sinn mehr hatte. Jetzt wird sie auf unangenehme Weise geweckt, sie wird ihre Thorheit selbst erkennen, und Sie dürfen sich Glück wünschen, denn es ist nun einige Hoffnung vorhanden, daß

das Herz zu sprechen beginnt, wenn die Phantasie durch eine solche Lektion zum Schweigen gebracht ist. Sie dürfen hoffen, daß sie Ihnen jetzt oder wenigstens bald ein geneigtes Ohr leiht.

Breuning konnte nicht umhin, diesen Zuspruch mit einem zufriedenen Lächeln entgegenzunehmen, und offenbar beruhigt sagte er: Es ist aber immer traurig, ein so liebes Geschöpf plötzlich um eine lang gehegte Hoffnung beraubt zu sehen. Wenn es auch eine Kur ist, so ist es doch eine grausame Kur.

So sprechend erhob er sich wieder, faßte mich an der Hand und zog mich zum Zimmer hinaus. Wir liefen die Treppe hinab, schlichen über den Hof und blieben am Fenster der Portiersloge stehen. Breuning zeigte mir mit dem Finger, wohin ich blicken sollte, und ich sah im Hintergrunde der kleinen Stube Julie, die, in der That ein rührendes Bild des Schmerzes, die Hände im Schooße übereinandergelegt, dasaß und mit weit offenen Augen vor sich hinstarrte. Der Vater ging, betrübt über den Zustand seines Kindes, in der Stube auf und nieder und hielt nur manchmal vor dem Lehnstuhle, um seine Tochter zu trösten und ihr zu beweisen, wie Unrecht sie hatte, alle ihre Hoffnungen auf den Bruder und nicht auf ihn, ihren Vater, zu bauen. — Du weißt es ja, sagte er lächelnd,

daß ich eigentlich ein reicher Mann bin. Nicht früher als gestern Abend habe ich es aufs genaueste ausgerechnet, daß ich an 86,000 Franken ganz sichere Schulden außenständig habe, dazu an 35,000, die beinahe sicher, und noch an 40,000, die ich allerdings als unsicher anerkennen muß, von denen aber doch die Hälfte einlaufen kann. Im Ganzen darf ich mit Bestimmtheit auf 130,000 Franken rechnen, und mit der neuen Organisation, die ich meinem Geschäft zu geben gedenke, hoffe ich unsere Einkünfte jährlich auf fünfzehn bis zwanzig Tausend Franken zu steigern. Ich weiß sehr wohl, daß wir dann noch nicht so leben können, wie Du es wünschest — indessen — man kann nicht wissen, im Geschäfte ist Alles möglich — man bekommt einige große Lieferungen, man kann in kurzer Zeit Millionär werden — dann sollst Du haben, was Du willst, dann sollst Du leben, wie die Schwester eines Marschalls von Frankreich. Schon sehe ich Dich in den Champs Elysées in prächtiger Carosse.

Während der Alte so sprach, machte Julie von Zeit zu Zeit Bewegungen der Ungeduld, als ob sie ihm seine Thorheiten verweisen wollte. Diese Scene hatte außer mir und dem Cellisten noch einen dritte Zeugen, denn in dem Lehnstuhle am Fenster, in welchem sonst Julie zu sitzen pflegte, saß jetzt Mr. Ellis

mit der Quaste der Schnur in der Hand und verrichtete gewissenhaft die Portiersdienste, indem er die Schnur zog, so oft die Schelle über seinem Kopfe erklang und so oft ein Einwohner, der ausgehen wollte, «le cordon» hineinrief. Diese Beschäftigung hinderte ihn nicht, den Worten des tröstenden Vaters zu folgen, von Zeit zu Zeit zu lächeln und endlich, als der Vater eben von der Carosse sprach, ihm sofort ins Wort zu fallen und auszurufen: Carosse? habe ich nicht eine prächtige Carosse und die schönsten Pferde zu Ihrer Verfügung, Mademoiselle Julie?

Breuning, der am geöffneten Fenster diese Worte ebenso gut hörte wie ich, beachtete sie nicht, indem er zu sehr in den Anblick seiner trauernden Geliebten vertieft war. Er hätte bei seinem Charakter auch sonst nichts darin gefunden, was der Beachtung werth wäre, mich aber durchzuckte bei dem Anerbieten von Pferden und Carosse ein Argwohn, der mich höchlich verstimmte und der es mir als Pflicht erscheinen ließ, Breuning, sobald wir auf unsere Zimmer zurückgekehrt waren, zuzureden, daß er sich von seiner Liebe loszuwinden suche, und ihm vorzustellen, daß Julie, bei aller Schönheit und Liebenswürdigkeit, zu ihm, dem deutschen Künstler nicht passe. Er antwortete mir, daß er wohl selber flüchtige Augenblicke gehabt habe, da ihm solche

Gedanken durch den Kopf streiften, aber wenn sie jetzt selbst mit größerer Kraft und Ausdauer zurückkämen, so würde er sie mit aller Festigkeit des Willens wieder verscheuchen. Es sei jetzt nicht an der Zeit, Julie zu verlassen, wohl aber bei ihr auszuhalten, bei dem armen Mädchen, das sich plötzlich verarmt fühle. Ist das der Zeitpunkt, sich von ihr abzuwenden? Selbst wenn er sie nicht so liebte, wie er es in der That thue, er würde sich jetzt aufgefordert fühlen, bei ihr auszuharren; ihr beizustehen und für ihre Zukunft zu sorgen. An ihren Träumen und Hoffnungen, wie leer und kindisch auch diese gewesen, hat sie einen Halt verloren; dieser muß ihr jetzt durch Treue ersetzt werden. Jetzt wolle er ernstlicher als je an Heirat denken, und selbst wenn er glauben müßte, daß er ihr jetzt gut genug erscheinen werde, nachdem sie ihn in Zeiten der Hoffnung verschmäht, so wolle er auch dieses über sich nehmen. Er habe die größte Zuversicht, daß er sich in Kurzem eine Stellung machen werde.

In diesem Sinne antwortete er mir an jenem Abend und noch oft nachher, wenn ich meine ganze Beredtsamkeit anstrengte, ihn von Julie abzubringen. Diese war die ersten Tage nach der Nachricht von Abd-el-Kaders Gefangennehmung unsichtbar. Sie lag in der dunklen Nische im Hintergrunde der Portier-

wohnung hinter einem dicht zusammengezogenen Vorhang. Am Fenster saß der Vater oder stundenweise auch der Engländer. Breuning schien sich um das Unwohlsein seiner Geliebten wenig zu bekümmern: er trat nur selten in die Loge, um sich nach ihr zu erkundigen oder ihr Trost einzusprechen. Er that Besseres. Nach wenigen Tagen hatte er die Anzahl seiner Lektionen bedeutend vermehrt, nachdem er zu diesem Zwecke zu allen Bekannten gelaufen und sich an alle die gewendet, die auf diesem Felde Einfluß haben. In die Wohnung zurückgekehrt, übte er stundenlang auf seinem Instrumente und benutzte mehr als die Hälfte der Nächte, um mehrere Kompositionen zu Ende zu führen. Er war nicht eine halbe Stunde ohne Beschäftigung.

Ich habe es damals und seitdem oft erfahren, daß nur die falsche, eingebildete, sentimentale Liebe Faulenzer und Träumer mache; die wahre und ächte erhöht alle Kräfte, verdoppelt und verhundertfacht die Thätigkeit des Liebenden. Die Liebe, von der man sagt, daß sie die Kräfte aufzehre, stärkt im Gegentheile; von der man sagt, daß sie die Leute verderbe und zum Leben untauglich mache, macht im Gegentheil praktisch und unternehmend. Breuning war für all das ein lebender Beweis. Nach kurzer Zeit hatte er sich so viele Hülfsquellen eröffnet, daß er in der That einen



bescheidenen Haushalt hätte aufrecht erhalten können, und dabei noch mancherlei Aussichten auf eine feste und gesicherte Stellung. Julie hatte sich indessen gefaßt und erschien wieder in ihren gewöhnlichen Funktionen am Fenster, und es war gewiß als ein gutes Symptom ihrer geistigen Genesung zu betrachten, daß sie jetzt weniger Feuilleton-Romane las, dafür aber ihr eigentliches Handwerk als Giletière, das sie gelernt hatte, wieder aufnahm; anstatt mit der Phantasie arbeitete sie jetzt mit den Händen, indem sie unter Tag und Abends Westen nähte.

Es war mittlerweile noch ein anderes Ereigniß eingetreten, ein Ereigniß, das, obwohl es dießmal eine Erfüllung von Hoffnungen war, in diesem kleinen Kreise bei weitem nicht das Aufsehen machte wie das erste. Mr. Ellis war indessen Lord Strikland geworden und hatte mit dem Titel auch die ungeheure Erbschaft angetreten. Er scheint das nur Wenigen mitgetheilt zu haben, denn man fuhr fort, ihn Mister Ellis zu nennen, und er selbst lebte wie vorher und verschmähte es auch als Lord und Peer von England nicht, stundenlang in der Portiersloge zu sitzen und selbst »le Cordon« zu ziehen. Breuning war, so viel wir wußten, der Einzige, mit dem er von seiner Erbschaft sprach. Er erschien eines Tages auf des Künstlers

Stube, sagte ihm in einfachen Worten, über welche Summen er jetzt zu gebieten habe, drückte ihm seine Verehrung für dessen Talent und den Wunsch aus, endlich etwas für ihn thun zu dürfen. Breuning lehnte wie früher dankbar ab. Darauf stellte ihm Lord Strikland vor, wie nothwendig und nützlich ihm eine größere Reise durch alle Musik kultivirenden Länder wäre, und knüpfte an diese Vorstellung die dringende Bitte, sich doch wenigstens diese Reise bezahlen zu lassen. Breuning dankte auch dafür und hielt sich für verpflichtet, dem Manne, der es so wohl mit ihm meinte, einige Bekenntnisse zu machen und ihm zu gestehen, welche Gefühle und welche Absichten ihn in Paris zurückhielten. Der Lord wurde darauf hin etwas schweigsam. Erst als er sich erhob, um den Künstler zu verlassen, ergriff er dessen Hand und sagte: Machen Sie es nicht wie Julie, hängen Sie ihr Herz nicht an leere Hoffnungen. Julie ist nicht geeignet, die bescheidene Hausfrau eines deutschen Künstlers zu werden; sie ist eine Pariserin, und was sie vom Leben verlangt, mißt sie nach ihrer Schönheit ab. Daß die Schönheit bei der Kunst am meisten heimisch ist, davon hat sie keine Ahnung; ihr gilt als Heimath der Schönheit der Boulevard des Italiens, ein Wagen mit vier Pferden, die Champs Elisées. Und weil dem so ist, lieber Herr

Breuning, fügte der Engländer im letzen Momente mit einem Fuße auf der Schwelle hinzu, weil dem so ist, haben Sie einen mächtigen Nebenbuhler.

Breuning kam nach diesem Gespräche ganz außer Fassung auf meine Stube.

Wäre es nicht ein schreckliches und höhnisches Schicksal, rief er aus, wenn ich mir mit meiner Kunst selber den Nebenbuhler, der mich zu Grunde richten soll, herbeigezogen hätte!?

Ich ergriff diese Gelegenheit, um ihn in seinem Verdachte zu bestärken und in meinen Ermahnungen und Abmahnungen fortzufahren. Ich bewirkte aber das Gegentheil. Der Verdacht, der in Breuning auf einen Augenblick aufgestiegen war, erschien ihm jetzt wie eine grausame Beleidigung Juliens, die er nun gut zu machen hatte. Er müßigte sich jetzt so viel Zeit als möglich ab, um sie bei Julie zuzubringen, und er erzählte mir mit Glück, wie sanft sie geworden, wie freundlich sie ihm entgegenkomme, wie selten sie jetzt von einer glänzenden Zukunft spreche. Wie sollte er nicht glücklich sein, da er jetzt auch sehr nahe Aussicht hatte, eine bedeutende und einträgliche Stellung als Musiklehrer an einem großen Institute zu erhalten? Er war fest entschlossen, am Tage der Ernennung um Juliens Hand anzuhalten.

Bevor dieser Tag erschien, waren wir beide außer dem Hause Nr. 73 der Rue du Faubourg Montmartre. Mit einem Male kündigte uns Madame Martin an, daß sie mit Vortheil ihre sämmtlichen möblirten Zimmer an einen einzigen Mann vermiethet habe und daß wir uns nach einer andern Wohnung umzusehen hätten. Breuning war über dieses Vorkommniß weniger betrübt, als man hätte denken sollen, da er die gegründete Hoffnung hatte, daß die Trennung von Julie nicht lange währen könne. Wir wünschten zusammenzubleiben und suchten in der Nähe der rue Montmartre eine neue gemeinschaftliche Wohnung. Da diese nicht zu finden war, waren wir gezwungen, uns in der rue de Trevise niederzulassen. Breuning war es wohl sehr schwer, aus dem Hause auszuwandern, das seine Geliebte beherbergte, in dem er sie bei jedem Aus- und Eingang sehen konnte; Julie aber erleichterte ihm den Moment des Abschiedes durch die Herzlichkeit, mit der sie ihm die Hand drückte und ihr „auf Wiedersehen“ aussprach. Diese Herzlichkeit reichte hin, Breuning mehrere Tage zu nähren und seine Thätigkeit zu erhöhen. Er arbeitete an seiner Anstellung, und da diese bereits vor der Thüre stand, schien er nicht früher, als bis er ihrer ganz sicher war, zu Julie zurückkehren zu wollen. Nicht volle fünf Tage nach

unserem Auszuge war diese Hoffnung erfüllt. Glückselig stürzte er in meine Stube, ein Papier hoch in der Hand haltend. Er war das Anstellungsdekret.

Nachdem er es nun gelesen und wieder gelesen, eilte er von dannen. Ich wußte wohl wohin, und hätte ihn gerne zurückgehalten, wenn ich nicht jede Einrede gegen seine Absichten längst für nutzlos erkannt hätte. Nach kaum einer Stunde kehrte er wieder, aber ganz das Gegenbild jenes Glücklichen und Hoffnungsvollen, der mich vorhin verlassen hatte. Er war blaß, niedergeschlagen und kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten. Ich glaubte, es sei eingetroffen, was ich vorausgesehen, er sei mit seinen Anträgen von Julie verschmäht worden; aber das war es nicht. Breunings Hoffnungen waren noch nicht alle todt, es hatte sich nur neben ihnen ein schrecklicher Verdacht festgesetzt. Julie und ihr Vater und Lord Strikland waren aus dem Hause Nr. 73 rue Montmartre verschwunden und kein Mensch im Hause kannte ihren jetzigen Aufenthalt.

Es waren schwere Wochen, die ich jetzt mit dem armen Breuning zu verleben hatte. Er war schweigsam, er klagte nicht, er ließ sich gänzlich fallen und verfallen. Wir wollen diesen traurigen Zustand nicht beschreiben, nur sagen, daß die außerordentliche Thätigkeit der letzten Wochen dahin war. Sein Anstellungs-

dekret hatte er schon an jenem Abend nicht mit nach Hause gebracht, er hatte es vielleicht verloren, vielleicht wie eine Verhöhnung seines Schicksals in der Verzweiflung fortgeworfen. Auch kümmerte er sich um seine Anstellung nicht weiter und ließ die Briefe, die ihn zur Antretung seiner Stelle einluden, unbeantwortet. Ebenso vernachlässigte er seine Lektionen. Mit einem Worte, er war krank und unempfindlich gegen die ganze äußere Welt. Ich behandelte ihn auch als Kranken, störte ihn nicht in seinem stillen Wesen mit Ermahnungen und Vorstellungen, die fruchtlos gewesen wären, und hoffte Alles von der Zeit, obwohl ich wußte, daß die Zeit nicht heilt, sondern nur gewöhnt. Ich war schon glücklich, als ich ihn nach Wochen zu nächtlichen Spaziergängen auf die Boulevards und endlich zu weiteren in die Champs Elisées und in das Bois de Boulogne bewog.

In diesem Gehölze gingen wir eines Nachmittags spazieren, er schweigend, ich so thuend, als ob ich nicht merkte, wie wenig er auf meine Worte hörte, und immer sprechend, bald von der Kunst, bald von meiner oder seiner Zukunft, nur um ihn bei beiderseitigem Stillschweigen nicht tiefer in Trübsinn versinken zu lassen. Da brauste ein vierspänniger Phaëton an uns vorüber. Es war wie ein Blitz; dennoch hatte ich

Lord Strikland und Julie erkannt. Obwohl der Wagen schon vorüber war, stellte ich mich doch, als ob ich Breuning noch immer den Anblick ersparen könnte, rasch vor ihn hin. Aber er hatte sie so gut erkannt wie ich, und zu meinem Erstaunen sagte er ruhig lächelnd: Sie ist Lady Strikland.

Ja wohl, bestätigte ich schnell, sie ist Lady Strikland.

Glauben Sie das wirklich? fragte Breuning, indem er sich aufrichtete und mir prüfend und streng in die Augen sah.

Ich war verlegen und stotterte: Was sonst?

Was sonst! rief Breuning zurück, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und ging raschen Schrittes vorwärts.

Er sprach kein Wort mehr über diese Begegnung; auch den folgenden, auch den dritten Tag nicht, aber an diesem Tage eröffnete er mir, daß er an Paris genug habe und daß er in seine Heimath zurückkehren gedenke. Er packte seine Habseligkeiten mit solcher Eile und Nachlässigkeit zusammen, daß ich mehrmals gezwungen war, selbst seinen Koffer wieder zu öffnen und Manches, das er vergessen hatte, hineinzulegen. Merkwürdigerweise vergaß er im letzten Momente selbst sein Violoncell. Ich begleitete ihn mit wahrhafter Freude an die Messagerie, denn ich war überzeugt,

daß ihm die Veränderung, vorzugsweise aber die Rückkehr in die heimische Atmosphäre nothwendig sei.

Er hatte mir zu schreiben versprochen; aber die Tage und die Wochen vergingen und ich erhielt keine Zeile. Und so vergingen auch Monate, und als ich mich endlich in seiner Heimat erkundigte, hieß es dort, er müsse in Paris sein und daß man seit Monaten nichts von ihm gehört. So waren auch alle späteren Erkundigungen bei Künstlern, bei Freunden und Bekannten in den verschiedensten Gegenden fruchtlos. Er war und blieb verschwunden.

Die letzte Montanini.

Das Haus, in welchem zu Siena die heilige Katharina das Licht der Welt erblickte, wird noch heute von zahlreichen Gläubigen und Neugierigen aus allen Ländern besucht. Die Stube, die sie in Niedrigkeit bewohnte, ist in eine Kapelle verwandelt, in welcher alltäglich Messe gelesen wird. So ist es heute, so wars schon vor zweihundert Jahren. Damals wohnte in einem gegenüberliegenden, noch weit dürftiger aussehenden Hause Borso Montanini, der letzte Sprößling jener Familie dei Montanini, welche in alten Zeiten die Republik Siena mit Hülfe der patrizischen Partei beherrschte. Von diesem ehemaligen Glanze war im siebzehnten Jahrhundert keine Spur mehr vorhanden und Borso Montanini lebte in jenem alten, ärmlichen, ganz verfallenen Hause mit seiner Schwester, wie so viele alte Nobili der ehemaligen Republik Siena, man wußte nicht wie und wovon. Um die Zeit, da

unsere Geschichte beginnt, war die Noth im Hause geringer, als sie schon früher zu wiederholten Malen gewesen. Borso Montanini hatte den Erzbischof von Pisa als Edelmann seines Gefolges begleitet, als dieser nach Rom ging, um dem Papste für den Kardinalshut zu danken. Nach der Reise beschenkte der Erzbischof sämmtliche junge Edelleute seines Gefolges, als er sie entließ, mit goldenen Ketten. Die Kette Borso Montanini's hatte zweiunddreißig Ringe oder Glieder. Allmonatlich brach Borso ein solches Glied von der Kette und seine Schwester Pia trug es zum Goldschmied, um dafür eine kleine Summe in Empfang zu nehmen. Von diesem Erlös nährten sich nun die Geschwister so gut es ging mit Brod, Artischoken, Orangen, Zwiebeln und dergleichen. Schon hing am Fenster des Goldschmieds stattlich breit beinahe die ganze Kette, die er wieder aus ihren Theilen zusammengesetzt hatte, während im Kasten Borso's nur noch wenige Glieder lagen. Es waren also seit seiner Rückkehr aus Rom und seiner Entlassung aus dem Gefolge des Kardinals schon viele Monate, ja mehr als zwei Jahre vergangen; daher waren auch die Kleider, mit denen Borso damals ausgestattet worden, schon so gealtert, daß er sich in diesem seinem einzigen Anzuge auf der Straße zu zeigen schämte. Mit seiner Schwester ver-

brachte er die ganzen Tage in seiner Wohnung, und da er nichts anderes zu thun hatte, betrachtete er durch eine noch klare Stelle seines erblindeten Fensters die fremden Neugierigen, welche das Haus der heiligen Katharina von Siena besuchten, und die Gläubigen, die in ihrer Stube die Messe zu hören kamen.

Eines Tages, da Borso Montanini wieder am Fenster saß und die Gläubigen, die in das Haus der heiligen Katharina zur Messe gingen, beobachtete, fielen ihm unter diesen zwei Fremde auf: ein alter Herr mit einem Federhut auf dem Kopfe, einem schwarzen Sammtmantel auf der Schulter und einem Degen an der Seite, und neben diesem ein junges Fräulein von siebzehn oder höchstens achtzehn Jahren. Nach den Erfahrungen, die er in Rom gemacht, wo er Männer und Frauen vieler Nationen gesehen, glaubte er schließen zu dürfen, daß die beiden Fremden der französischen Nation angehörten. Er blieb auf seinem Platze, bis die Beiden nach der Messe wieder aus dem Hause traten und er ihnen ins Gesicht sehen konnte. Gegen seine Gewohnheit, da er sonst viele Stunden lang ganz schweigsam dazusitzen pflegte, sprang er auf und rief: „Ein sos chönes Mädchen habe ich weder in Siena, noch in Pisa, noch in Rom gesehen!“ — Am andern Morgen sah er sie an der Seite des alten Mannes wieder

in das Haus treten und am dritten Morgen, nachdem die kunstverständige Hand der Schwester Pia seinen Anzug in Ordnung gebracht und manche schadhafte Stelle glücklich verhüllt hatte, machte er sich auf, um ebenfalls im Hause der heiligen Katharina eine Messe zu hören. So that er nunmehr durch mehrere Tage. Die Fremden kehrten regelmäßig wieder und es war ausgemacht, daß sie nicht als Reisende durch Siena gekommen, sondern daß sie sich in dieser Stadt wohnhaft niedergelassen. Borso schickte vor der Zeit seine Schwester zum Goldschmied und zwar mit drei Gliedern der goldenen Kette auf einmal. Für den Erlös kaufte er sich einen neuen Hut und einen neuen Mantel, schnallte seinen Degen um und ging aus dem Hause, um mehrere Tage nach einander erst spät am Abende wieder heimzukehren.

Endlich eines Morgens ließ er Mantel, Hut und Degen am Nagel hängen, ging selbst nicht hinüber zur Messe, obwohl er die Fremden eintreten gesehen, und sprach zu seiner Schwester:

„Pia, mein Herz, höre was ich Dir sage. Ich habe so viel in Erfahrung gebracht, als mir zu wissen nöthig. Der Fremde, der da alltäglich mit dem wunderschönen Mädchen, seiner Tochter, zur Messe geht, ist ein Edelmann aus dem mittlern Frankreich. Er

hat sich in eine Verschwörung gegen den Kardinal Richelieu eingelassen, welcher jetzt zum Aerger aller echten Edelleute Frankreichs das Königreich allmächtig beherrscht. Die Verschwörung wurde verrathen und mehrere der Verschwörer sind hingerichtet; Herr von Saligny, jener Fremde, hat sich mit seiner Tochter aus dem Lande geflüchtet und sich hier in Siena niedergelassen, weil er in dieser stillen Stadt ruhig, vielleicht unentdeckt glaubt leben zu können. Seine Tochter Anna ist ein Engel an Schönheit. Ich liebte sie, als ich sie zum ersten Male sah, und da ich sie nun öfter gesehen, liebe ich sie bis zur Raserei, und wenn ich sie nicht öfter sehen, ja sprechen, wenn ich sie nicht endlich in meinen Besitz bringen kann, so will ich lieber aufhören zu leben."

„Und was willst Du weiter sagen?" fragte die Schwester, als Borso nach diesen Worten in Schweigen versank.

Er fuhr fort: „Ich habe ferner in Erfahrung gebracht, daß Fräulein Anna von Saligny eine Dienerin sucht und ich denke Du, meine Schwester Pia, aus dem alten Hause dei Montanini, sollst Dich so weit erniedrigen und hingehen und Dich unter einem gemeinen Namen zu diesem Dienste anbieten. Du wirst dann im Hause sein, mir von ihr Nachricht geben und

mir in meiner Liebe helfen können. Ja, ich werde Dich besuchen und das Fräulein sprechen und mich mit Deiner Hilfe auf die eine oder die andere Weise ihrer bemächtigen. Nur so kann ich glücklich werden, wenn Du Dich aus Liebe zu mir erniedrigen willst.“

Darauf antwortete Pia: „Die Liebe der Schwestern zu ihren Brüdern ist in der Familie der Montanini erblich. Eine alte Chronik von Siena erzählt, wie ein Carlo Montanini, von Anselmo Salimbeni, der sich der Regierung bemächtigt hatte, besiegt, im Kerker lag und dem sichern Tode entgegen ging. Der Schmerz seiner Schwester Angelika war so groß, daß Salimbeni, von dessen Anblick gerührt, seinem Todfeinde das Leben und die Freiheit schenkte. Und die Chronik erzählt weiter, wie Salimbeni für diese Großmuth von Angelika belohnt wurde. [1]) Die Schwester Borso Montanini's wird an Liebe und Hingebung hinter der Schwester Carlo Montanini's nicht zurückbleiben.“ —

Pia ging aus dem Hause, und als sie nach einer Stunde wieder heimkehrte, sagte sie zu ihrem Bruder: „Ich bin die Dienerin des Fräuleins von Saligny und werde mich noch diesen Abend in ihren Dienst begeben. Ich habe mehr gethan, als Du von mir verlangtest.

---

[1]) S. Note am Schluß.

Nicht unter gemeinem Namen stellte ich mich ihr vor; ich sagte ihr sogleich, daß ich aus dem edelsten Hause Siena's stamme, und das Mitleid, ein so edles Fräulein wie ich, in so tiefes Elend herabgesunken zu sehen, daß ich einen so niedrigen Dienst aufsuchen mußte, bewog sie, sogleich auf mein Begehren einzugehen, oder benahm ihr den Muth, mir eine abschlägige Antwort zu geben, denn ich habe wohl bemerkt, wie sie zu Anfang mit Scheu meine schlechten Kleider betrachtete und wie ihr meine edle Haltung Angst einflößte. Zu einem Edelfräulein wird sie auch größeres Vertrauen haben und meinem Bruder, den sie nun als ihres Gleichen kennt, wird der Zutritt zu ihr und wird alles, was er beabsichtigt, erleichtert."

Dieses hatte Pia wohl ausgedacht. In der That besaß sie nach sehr kurzer Zeit das Vertrauen des französischen Fräuleins, ihr Bruder kam ins Haus, so oft es sich ziemte, und die Dreie saßen manchmal ganze Abende in vertraulichem Gespräche beisammen. Auch in der Straße konnte Borso das Fräulein bisweilen anreden, da sie jetzt nicht mehr von ihrem Vater, sondern von Pia in die Messe begleitet wurde. Der alte Herr von Saligny ließ seine Tochter gewähren und wußte wenig von dem, was in dem weitläufigen Palaste, den er gemiethet hatte, vorging. Er blieb fast

immer in seiner Stube eingeschlossen, wo er sich, wie man erzählte, mit Alchymie beschäftigte. Borso wünschte ihn auch nicht näher kennen zu lernen, da ihn Herr von Saligny, als er ihm einmal in der Gallerie des Palastes begegnete, mit Hochmuth betrachtete und er außerdem wußte, was man sich in ganz Siena erzählte und weßhalb der Fremde bereits in der Stadt verhaßt war, daß er sich über die müssiggängerischen, bettelarmen Nobili mit Verachtung geäußert und daß er nicht mit ihnen umgehen wollte, weil er sie nicht als seines Gleichen anerkannte. Das Alles hatte nur zur Folge, daß der Verkehr Borso's mit Anna weniger gestört war, und da diese keinen andern Umgang hatte und Borso einer der schönsten Jünglinge Siena's war und er ihr außerdem in seiner traurigen Lage unglücklich und melancholisch erschien, fühlte sie, jung wie sie war, bald eine innige Neigung zu ihm in ihrem Herzen keimen, die sie ihm auch nicht ganz verhehlen konnte und die ihn mit den schönsten Hoffnungen erfüllte. Doch flößten ihm ihre Tugend und Unschuld eine solche Ehrfurcht ein und vor dem alten Herrn von Saligny hatte er eine solche Scheu, daß Monate vergingen, ohne daß er etwas Entscheidendes zu unternehmen, sich Anna's zu bemächtigen oder beim Vater um sie zu werben wagte. Letzteres zu thun, hatte ihm Pia

als höchst thöricht dargestellt, in der Ueberzeugung, daß der Franzose seine Tochter niemals einem sienesischen Edelmanne freiwillig geben werde. Um Anna zu gewinnen, meinte sie, müßten andere und gewaltsame Mittel angewendet werden.

Mittlerweile aber hatten sich die Dinge bedeutend geändert. Den alten Herrn von Saligny konnten seine Forschungen nach dem Steine der Weisen nicht sein Vaterland vergessen machen und je mehr er sich in seine Einsamkeit verschloß und von aller menschlichen Gesellschaft absonderte, desto heftiger wurde in seinem Herzen die Sehnsucht nach Frankreich und der Schmerz, daß er auf fremder Erde sterben solle. Das Heimweh artete bei dem alten Manne nach und nach in eine wahrhafte Krankheit aus und er nahm zusehends ab. Da entdeckte ein junger französischer Edelmann, der Vicomte von Chinon, mit Hilfe seiner Späher, die er in alle Welt ausgeschickt hatte, dessen Aufenthalt in Siena. Es war die Liebe, die den Vicomte forschen ließ und ihn auf die Spur der Flüchtlinge brachte. Er liebte Anna und wünschte sich mit ihr zu vermählen, und da er zu den Edelleuten Richelieu's gehörte und einer der Günstlinge des allmächtigen Ministers war, so konnte Herr von Saligny, wenn seine Tochter den Vicomte heirathete, unbehelligt und mit voller Sicher-

heit nach Frankreich zurückkehren. Anna hatte für den jungen und liebenswürdigen Vicomte von Chinon immer viel Freundschaft empfunden und jetzt, da sie ihren Vater so verfallen sah und sich sagte, daß sie ihn durch die Heirath retten könne, überzeugte sie sich leicht, daß sie dieses Opfer bringen müsse, und daß sie, trotz ihrer Neigung für Borso, mit Chinon, der sie immer mit den ritterlichsten Werbungen und Aufmerksamkeiten umgeben, glücklich sein werde. Ja in der Erinnerung an Chinon wurde sie, ohne es zu wollen, zu Vergleichen zwischen dem jungen französischen Ritter vom Hofe Ludwigs XIII. und dem armen unwissenden Nobile von Siena aufgefordert und sie gestand sich, daß sie Borso nicht so sehr liebte, als sie es in ihrer Einsamkeit sich manchmal eingebildet hatte.

Aber Pia erfuhr bald, was in des Fräuleins Gemüthe vorging und welche Entschlüsse sie faßte, und als sie ihrem Bruder mittheilte, was sie wußte, gerieth dieser in Verzweiflung und schwur, lieber seine Geliebte mit eigener Hand umbringen zu wollen, als sie im Besitze eines Andern zu wissen. Dann wieder faßte er die kühnsten Entschlüsse, wie er nach Frankreich eilen und den Vicomte von Chinon entweder im Zweikampf oder aus dem Hinterhalte mit dem Dolche tödten wolle. Pia beruhigte ihn: es sei weder die Ermordung des

Fräuleins, noch die unmögliche Reise nach Frankreich nothwendig, um ans Ziel zu gelangen. Das einzige Hinderniß seines Glückes sei der Alte; nur ihm zu gefallen wolle Anna den Vicomte heirathen. Stürbe der Alte, dann fiele dieser Beweggrund zur Heirath weg und das Fräulein wäre dann noch dazu ganz in ihrer, der Geschwister, Gewalt.

Spät Abends zog Pia eine Kapuze über Kopf und Gesicht und begab sich in die Nähe ihrer alten Wohnung, dem Hause der heiligen Katharina gegenüber. Sie pochte an eine Thür des Nachbarhauses und verlangte mit verstellter Stimme Lorenzo Cattena zu sprechen. Als dieser herunter kam, fragte sie ihn, ob er den Muth habe, sie vor die Kirche San Domenico zu begleiten. Lorenzo ging sogleich mit ihr und dort auf dem einsamen Platze, beim Lichte, das vor einer Madonna brannte, nahm sie die Kapuze ab und ließ ihn ihr Gesicht sehen. In demselben Augenblicke lag ihr Lorenzo zu Füßen und umklammerte ihre Kniee. Lorenzo Cattena war der Sohn des reichsten Bürgers von Siena, eines Metzgers, der große Länderstrecken, Ackerfeld und Weiden besaß, von Volterra an bis in die Staaten des Papstes. Lorenzo war im Lande als der stärkste und schönste, aber auch der gewaltthätigste junge Mann bekannt. Sein Vater gab ihm des Gel=

des so viel als er wollte und dieses benützte er, um allein oder in Gesellschaft von seinesgleichen die verschiedenen Länder Italiens zu durchstreifen, und in Siena erzählte er selbst und erzählte man in den Schenken von manchen Gewaltthätigkeiten und blutigen Abenteuern seiner Streifzüge. Reich und gewohnt alles durchzusetzen, glaubte er, daß Pia Montanini, seine Nachbarin, für ihn nicht zu hoch geboren war. Er verliebte sich auf das heftigste in dieses eben so schöne als stolze Mädchen, und als er hochmüthig und beleidigend von ihr zurückgewiesen wurde, gestaltete sich seine Liebe zu ihr nur noch inniger und leidenschaftlicher. Niemand hätte geglaubt, daß Lorenzo Cattena ungestraft beleidigt werden könne und daß sich die zärtlichste Liebe nach einer solchen Beleidigung in seinem Herzen nicht in Haß verwandle; Niemand wußte das auch jetzt noch, da die ganze Geschichte seiner Liebe, Werbung und Zurückweisung geheim zwischen ihm und Pia vorgegangen. Jetzt, da er sie in der Einsamkeit der Nacht plötzlich vor sich stehen sah, nachdem er sie seit längerer Zeit nicht mehr gesehen, war er von ihrem Anblick überwältigt und erlag den Hoffnungen, die plötzlich in seinem Herzen aufstiegen. Er war keines Wortes fähig, als Pia zu sprechen begann: „Du hast es selbst erkannt, Lorenzo, daß ich meine hohe Geburt

nicht so weit vergessen konnte, um mich mit Dir zu vermählen, selbst wenn Du noch hundertmal reicher, schöner und tapferer wärest, als Du schon bist. Edel und vernünftig hast Du mir die Zurückweisung vergeben; Du hast Dich weder an mir noch an meinem Bruder gerächt, ja wie ich es längst weiß und wie ich es Dir auch jetzt ansehe, Du liebst mich so heiß wie vorher. Kann ich nun den Namen Montanini nicht so beflecken, indem ich mich mit dem Sohne eines Metzgers vermähle, so kann ich doch über mich selber verfügen und Dir, wenn Du es verdienst und Dich mir willig zeigst, jede höchste Gunst erweisen."

Lorenzo zitterte bei diesen Worten und antwortete nur, indem er ihre Hände mit den glühendsten Küssen bedeckte.

Pia fuhr fort: „Der alte französische Edelmann, in dessen Hause ich jetzt lebe, steht meinem Glücke im Wege, und wenn er nur noch wenige Wochen am Leben bleibt, können mir daraus die größten Kümmernisse entstehen. Er verdient den Tod, denn er hat mit Verachtung vom ganzen Adel Siena's gesprochen, und wenn er plötzlich stirbt, wird sein Tod der Rache des Adels zugeschrieben." —

Fünf Tage nach dieser nächtlichen Zusammenkunft brachte man die Leiche des alten Herrn von Saligny

nach Hause; man hatte ihn in dem Wäldchen vor der Stadt, in welchem er Nachmittags zu spazieren pflegte, mit einer Wunde im Herzen todt gefunden. Anna empfand die aufrichtigste Trauer einer guten Tochter; sie fühlte sich vereinsamt und wäre beinahe verzweifelt, wenn ihr nicht die Geschwister, besonders Pia, mit den zärtlichsten Tröstungen und mit den vernünftigsten Reden zur Seite gestanden hätten. Die Waise war für diese Hilfe so dankbar, daß sie sich dem Rathe und der Leitung der Beiden gänzlich überließ. Sie folgte nun Pia, der sie schon früher zu gehorchen sich gewöhnt hatte, wie einer Herrin, und die Zügel des Hauses, welche Pia während der Trauerzeit übernommen hatte, blieben auch nach dieser in ihren Händen. Pia war durch ihren Verstand wie durch ihr Auftreten ein Mädchen, das zum Herrschen geboren war. Auch Borso zeigte seiner Geliebten, mit der er nun ganz ungestört umgehen konnte, während dieser traurigen Zeit so viel Theilnahme und Zärtlichkeit, daß die Liebe zu ihm, von Dankbarkeit genährt, im Herzen Anna's rasch aufwuchs und so war es für Pia leicht, sie von dem Plane, nach Frankreich zurückzukehren, wieder abzubringen, da auch die früheren Beweggründe, die Rücksicht auf die Sehnsucht des Vaters, weggefallen waren. In Frankreich hatte die arme Waise jetzt nichts mehr zu

suchen, während sie in Siena eine Freundin hatte, die mütterlich für sie sorgte und einen Mann, den sie liebte und dessen Liebe ihr sicher war. Wenige Wochen nach dem Tode ihres Vaters schrieb sie unter Pia's Anleitung an den Vicomte de Chinon, daß er sich ihretwegen nicht mehr bemühen solle und daß sie sich in Kurzem mit einem der edelsten Jünglinge von Siena vermählen werde. In der That wurden alle Vorbereitungen zur Vermählung getroffen. Der alte Herr von Saligny hatte aus Frankreich sein ganzes Vermögen gerettet; dieses bestand aus baarem Gelde, aus Edelsteinen und andern Kostbarkeiten. In Frankreich galt er für einen unbemittelten Edelmann; dem armen sienesischen Nobile aber und seiner Schwester erschien die Erbschaft als eine sehr reiche und glänzende, was sie in Siena, in Anbetracht der allgemeinen Armuth der Stadt und besonders der Adeligen, auch wirklich war. Borso kaufte den Palast, den Saligny gemiethet hatte, für fünfhundert Scudi und nannte ihn Palazzo Montanini, dann, nachdem eine geziemende Zeit seit dem Tode des Vaters verflossen war, ging man an die letzte Einrichtung und an die letzten Vorbereitungen zur Vermählung.

Allen Dreien schien es angemessen, daß die Vermählung in der Stille gefeiert werde, und man

begab sich zu diesem Zwecke in die Kapelle des heiligen Luca, welche wohl drei Miglien weit von Siena, in einer Thalschlucht versteckt liegt, und in welcher ein einsam lebender Bruder Franziskaner das heilige Amt verwaltete. Die Verlobten waren sehr überrascht, als sie an den Altar der leeren Kapelle traten und ihnen der Bruder Gaetano erklärte, daß er ihnen den ehelichen Segen nicht geben wolle. Borso warf einen Beutel voll Gold auf den Altar; aber der Bruder schob ihn mit dem Rücken seiner Hand vom heiligen Tische, daß er auf den Boden fiel, und beharrte auf seiner Weigerung, ohne auf das Dringen Borso's irgend eine Erklärung abgeben zu wollen. Als dieser mit seiner Braut am Arme zornig die Kapelle verließ, zupfte der Mönch Pia am Kleide und flüsterte ihr ins Ohr: Ich bin der Beichtvater Lorenzo's, Deines Geliebten. Pia war über dieses Wort, daß Lorenzo ihr Geliebter sein solle, so entrüstet, daß sie, die bisher nur betroffen gewesen, die Kapelle eben so zornig verließ, wie ihr Bruder.

Borso wandte sich nun an eine andere Kirche, aber es erging ihm da, wie in der Kapelle des heiligen Luca, und so erging es ihm in einer zweiten und dritten Kirche und endlich in allen Kirchen und Kapellen der Stadt und Gegend von Siena — überall wurde

seiner Ehe der Segen der Kirche versagt, und dem Fräulein von Saligny wurde es furchtsam zu Muthe, ja es war ihr, als sollte sie mit dieser Heirath ein Verbrechen begehen, da die Kirche so hartnäckig ihren Segen versagte. Aber sie wagte keine Frage mehr, so sehr war sie schon von Pia, die trotz aller dieser Mißhelligkeiten immer ruhig blieb, beherrscht und eingeschüchtert.

Es war der armen Anna, als wäre sie verflucht, da man sich endlich aufmachte, um in einem weiten Umkreise um Siena, einen Priester aufzusuchen, der den ehelichen Segen ertheile, da man selbst in größern Entfernungen von der Stadt auf dieselbe Weise zurückgewiesen wurde. Endlich brachte Pia die Suchenden bis in die Mitte des giftigen Sumpflandes, der Maremnen, wo selbst in den heißen Monaten, da Alles, was leben will, aus der Gegend flieht, ein einziger büßender Bruder Kapuziner aushält, um in der Einsamkeit für die Seelen derjenigen, die hier am Fieber zu Grunde gegangen, täglich eine Messe zu lesen. Von diesem Bruder in diesem Lande wurde endlich Anna dem Borso Montanini als sein eheliches Weib angetraut.

Trotz dieser traurigen Einleitung, die nichts weniger als Glück versprach, trat das junge Ehepaar doch

in glückliche Flitterwochen. Die Hindernisse, die sich ihm noch an der Schwelle seines Glückes entgegengestellt, steigerten Borso's Leidenschaft, und Anna fühlte sich in seiner Liebe über Vieles getröstet, was sie in der letzten Zeit beunruhigte. Pia war es, als hätte sie für jetzt ihre Sendung erfüllt, da sie den Bruder im Besitze seiner Geliebten sah, und um das junge Ehepaar in seinem Glücke nicht zu stören, wollte sie sich in einem entfernten und stillen Winkel des Palastes einrichten. So kam sie in die Stube, in welcher Herr von Saligny seine Forschungen betrieben und den Stein der Weisen gesucht hatte. Der Dunst dieses Gemaches, die vielen großen und alten Bücher, die sonderbar geformten Gefäße, die Tiegel und Oefen, die Zahlen und Zeichen auf verschiedenen schwarzen Tafeln, die unbekannten Stoffe, Minerale und Flüssigkeiten jeder Farbe — Alles, was sie da vorfand, erschreckte sie anfangs, zog sie aber bald auf unwiderstehliche Weise an und sie lachte vor Freude auf, als sie in eines der Bücher, das noch aufgeschlagen dalag, wie es Herr von Saligny gelassen hatte, hineinblickte und sich überzeugte, daß es italienisch geschrieben und ihr verständlich war.

Viele der hier aufgehäuften Bücher waren in italienischer Sprache geschrieben, aber auch die französi-

schen erschreckten sie nicht, da sie im Laufe der letzten Monate diese Sprache im Umgange mit Anna ziemlich gut erlernt hatte. Und als sie auch lateinische Bücher und Handschriften entdeckte, war ihr Eifer, in die Geheimnisse dieser sie umgebenden Welt zu dringen, schon so entflammt, daß sie beschloß, sich auch die lateinische Sprache anzueignen. Ihr beständiger Aufenthalt, ihre Heimat war jetzt das Laboratorium des Herrn von Saligny; selbst in der Nacht sah das Ehepaar, dem sie beinahe verschwunden war, dort Lichter brennen und aus dem Schornstein über dem Laboratorium Rauch aufsteigen. Bruder und Schwägerin ließen sie gewähren und wußten kaum, was sie trieb. Sie erriethen es nach einiger Zeit aus einzelnen ihrer Aeußerungen, wenn sie mit hoher Achtung von den Arbeiten des verstorbenen Herrn von Saligny sprach und seine Leistungen in den geheimen Wissenschaften, die sie aus hinterlassenen Papieren kennen gelernt hatte, mit begeisterten Worten rühmte. Hätte er, so meinte sie, nur noch wenige Monate gelebt, er würde sein großes Ziel erreicht haben. Nun sei es ihr vorbehalten und sei es ihre Pflicht, das große Werk zu Ende zu führen. Ein anderes Mal, nachdem sie schon Monate lang im Laboratorium gearbeitet, rühmte sie ihre Wissenschaft als eine solche, die nebenbei, gewissermaßen als Ab-

fälle von ihrem Reichthum, ihrem Jünger Kenntnisse gewähre und Geheimnisse offenbare welche über Tod und Leben des Nebenmenschen Macht geben.

Nur Ein Mensch wagte es, sie in ihrer Einsamkeit zu stören und mehrere Male in das Laboratorium einzudringen, obwohl Dienerschaft und Nachbarn und Alle, die ihr Treiben kannten, das Laboratorium als eine Teufelsküche und Pia selbst als eine Zauberin, als eine Person, die sich mit unheimlichen und verbotenen Künsten abgebe, mit Scheu zu betrachten anfingen — dieser Eine Mensch, der zu wiederholten Malen trotz allem Verbote, und trotzdem dem Pförtner des Palastes Befehl gegeben war, auf ihn ein wachsames Auge zu haben, zu Pia vordrang, war Lorenzo Cattena. Seine Liebe zu Pia ließ ihn nicht ruhen und er fand die verschiedensten Wege über Dächer und durch Fenster, um immer wieder vor ihr zu erscheinen. Er sagte ihr, daß es unmöglich sei, sich dabei zu beruhigen, einmal eine Gunst von ihr erfahren zu haben; im Gegentheil habe diese Gunst einen unauslöschlichen Durst nach ihrer Liebe in ihm geweckt und er müsse sie in seinen Besitz bringen, wenn er nicht in Raserei verfallen solle. Er drang jedesmal mit wildentflammten Augen in das Laboratorium, ging aber immer niedergeschlagen, demüthig und in sein Schicksal ergeben, von dannen. Denn

Pia hatte eine solche Gewalt über ihn, daß sie ihn nur anzublicken brauchte, um seine schlimmste Wuth beinahe in Furcht zu verwandeln und ihn sanft zu machen wie ein Lamm, obwohl sie ihm die härtesten Dinge die schlimmsten Worte sagte, für deren kleinstes er jedem Andern den Dolch ins Herz gestoßen hätte. Sie mahnte ihn fortwährend an seine Niedrigkeit, gab ihm die beleidigendsten Namen und schalt ihn, daß er seine Blicke zu ihr empor zu heben wagte, der Knecht, der Sohn des Metzgers, der er sei. Indessen gewöhnte sich Lorenzo, wie es scheint, nach und nach an ihre Blicke und an ihre harten Worte und eines Tages trat er mit dem Entschlusse ein, sich dießmal durch nichts einschüchtern zu lassen und sie auf alle Fälle mit seiner überaus großen Kraft zu seinem Willen zu zwingen. Pia erkannte gleich bei seinem Eintritte, mit welchem Entschlusse er gekommen war und stellte sich hinter einen mit Instrumenten, Flaschen und Phiolen bedeckten Tisch. Lorenzo sprang auf sie zu und schlang seinen Arm um ihren Leib. „Jetzt,“ rief er, „wirst Du mir nicht entgehen; heute magst Du thun und sagen, was Du willst, es hilft Dir nichts, ich trage Dich fort von hier und Du mußt mein Weib werden oder meine Geliebte!“ Er glaubte sein Spiel schon gewonnen, da Pia ruhig blieb und weder zu zanken begann, noch auch

Miene machte, einen Hilferuf auszustoßen. Mit größter Gelassenheit sagte sie: „Lorenzo, wenn Du jetzt nicht sogleich den Arm zurückziehst und mich frei läßest, wenn Du nicht sogleich aus der Stube gehst, so kann es Dein Leben kosten.“ Lorenzo lachte auf; er hätte es wohl, trotz Pia's Stärke, mit hundert ihres Gleichen aufgenommen und die Gelassenheit, mit der sie sprach, schien ihm nichts weniger als eine ernstgemeinte Drohung, ja sie machte in ihm den freudigen Eindruck, als ob sie ihn nur aufmuntern wolle. Er lachte noch einmal in Lauten, die von glücklicher Aufregung zitterten und hob sie dabei mit beiden Armen in die Luft: aber in demselben Augenblick ergriff Pia eine der Phiolen die auf dem Tische standen, zog den gläsernen Stöpsel heraus, wandte ihren Kopf ab, hielt die Phiole unter Lorenzo's Gesicht und er sank wie vom Blitze getroffen zu ihren Füßen nieder. Pia schloß die Phiole sogleich wieder mit ihrem Daumen, dann mit dem Stöpsel, der auf den Boden gefallen war, dann schürzte sie die Aermel auf, faßte den ausgestreckten Lorenzo unter den Armen und schleppte den gewaltigen Leib zur Thüre hinaus und wohl zwanzig Schritte weit durch den Korridor, bis sie ihn unfern der Treppe fallen ließ, um in ihr Laboratorium zurückzukehren.

An der Treppe fanden ihn, wir wissen nicht nach

wie langer Zeit, die Diener des Hauses, die ein großes Geschrei erhoben, da sie ihn für todt hielten. Auf den Lärm kam Anna herbei und ließ Lorenzo in ihre Gemächer bringen um zu versuchen, ob nicht noch Leben in ihm sei. Die gute Seele bemühte sich aufrichtig und wandte alle möglichen Mittel an, um wieder Lebenszeichen hervorzurufen. In der That kam auch Lorenzo bald zum Bewußtsein, aber alle seine Glieder waren so sehr gelähmt, und starr, daß er nicht der geringsten Bewegung fähig war. Er hörte schon längst die Stimme seiner Pflegerin und er konnte bereits beobachten, mit welcher Barmherzigkeit sie sich um ihn bemühte, während sie ihn noch lange Zeit für todt hielt. Endlich schlug er die Augen auf und erkannte was er schon in seinem Starrkrampf geahnt hatte, daß die Barmherzige keine Andere war als Anna, Signora Montanini. Bei diesem Anblick schien das ganze Leben und die ganze Kraft in seine Glieder zurückzukehren; er sprang mit einem Satze vom Lager auf und sah sie mit Blicken an, aus denen bei weitem mehr Angst und Entsetzen als Dankbarkeit leuchteten. „Ihr, Signora Anna,“ rief er zitternd aus, „ihr seid es, die mir wieder das Leben gibt? Wahrlich, ich habe das Gegentheil um Euch verdient!“ Nach diesen Worten warf er sich ihr zu Füßen und bedeckte den Saum ihres Kleides

mit Küssen und Thränen. Endlich sprang er auf und ohne Anna nur noch anzusehen und als ob er von unsichtbaren Geistern fortgetrieben würde, eilte er aus dem Gemache und aus dem Palaste hinaus, immer mit Armen und Händen hinter sich schlagend, wie ein Mensch, der einen oder mehrere Verfolger von sich abwehrt. Anna wußte nicht, wie sie sich dieses Benehmen Lorenzo's deuten solle und wußte ferner nicht, warum sie dieses Benehmen ohne irgend eine Ursache daran erinnerte, daß die Kirche so lange ihrer Ehe mit Borso den Segen versagt hatte. Dann dachte sie wieder an die Liebe dieses Lorenzo zu Pia, welche in Folge seiner Versuche, zu ihr zu dringen, schon dem letzten Diener im Hause bekannt war — und Alles das zusammen machte sie noch nachdenklicher, als sie es seit den Flitterwochen schon gewesen.

Dieß war der letzte Besuch Lorenzo's im Palazzo Montanini. Er kam nicht wieder und Pia konnte sich nun ganz ungestört ihren Studien hingeben, in die sie sich mehr und mehr vertiefte, ja so sehr vertiefte, daß sie kaum mehr wußte, was im Hause vorging. Viele Tage verstrichen oft, ohne daß sie einer der Bewohner des Palastes zu Gesicht bekam, so ausdauernd hielt sie sich in ihrem Laboratorium eingeschlossen. Sie wußte nicht, ob die von ihr gestiftete Ehe glücklich war oder

unglücklich; sie wußte nichts von den etwaigen Freuden oder Sorgen des Hauses. Sie bemerkte nicht daß die Gattin ihres Bruders immer trauriger wurde und mit gebeugtem Haupte umherging, als ob sie nach der Lösung eines Räthsels suchte und daß diese Trauer und Nachdenklichkeit seit dem Abenteuer mit Lorenzo noch zugenommen. Die Scheu, welche Anna vor ihr empfand, beachtete sie eben so wenig, als sie für die umdüsterte Stirn ihres Bruders ein Auge hatte. Daß das Haus, welches nach der Hochzeit mit einem des alten Adels würdigen Glanze ausgestattet wurde, dem Mangel und dem abermaligen Verfalle entgegenging, erfuhr sie erst, als sie eines Tages, wie schon oft, von Borso Gold verlangte, um Stoff für ihre Forschungen zu haben und als sie dieser mit Vorwürfen überhäufte, daß sie sein Letztes in Rauch aufgehen lasse. Das Vermögen, das sich nach dem Tode des Herrn Saligny vorgefunden, hatte dem armen sienesischen Nobile ungeheuer geschienen, er hatte nie so vielen Schmuck, so viele Dublonen zusammen gesehen. Er rechnete nicht, als er den Palast fürstlich einrichten ließ und eine große Dienerschaft in seinen Sold nahm und er dachte nicht daran, daß dieses angeerbte Vermögen Anna's zu Ende gehen mußte. Solcher Ketten, wie er eine vom Kardinal von Pisa erhalten, hatten sich in der Ver-

verborgen gehalten und Niemand hat es vor Euch entdeckt. Euer Unglück und der Dienst, den ich Euch geleistet, gaben Euch Gelegenheit meine Gefühle zu errathen. Ihr konntet den Gedanken, einen Ritterdienst ohne Gegendienst zu lassen, nicht ertragen, und Ihr habt Euch und Eure Schwester mir überliefert; Ihr habt Euer Leben, Eure Ehre, Euer Alles zu meiner freien Verfügung gestellt. Ich nehme dieses kostbare Geschenk an, aber es wäre meiner unwürdig, es auf unedle Weise zu besitzen. Wenn Ihr also einwilliget, so nehme ich in Gegenwart dieser ehrenwerthen Gesellschaft Angelica Montanini zu meinem geliebten Eheweibe — und sei ihr Bruder Carlo Montanini mein lieber Schwager und Bruder, und wünsche ich, daß von dieser Stunde an, all mein Gut mein und ihr gemeinschaftliches Gut sei.“ —

Die Vermählung wurde alsbald und auf die pomphafteste und feierlichste Weise vollzogen; der Prozeß Carlos wurde aufs Neue geprüft; man erkannte die Ungerechtigkeit, deren Opfer er gewesen und indem man ihm die bezahlte Geldbuße zurückerstattete setzte man ihn auch wieder in alle bürgerlichen Rechte ein.

